This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573826 4

NGL
GLASER

Lese-Abende.

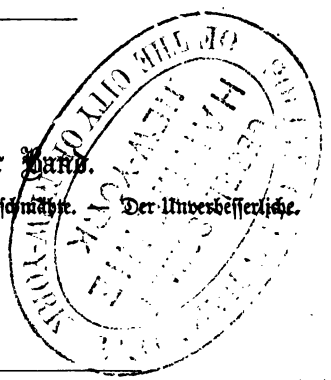
1. Fiction, German

7563

Lese-Abende.

Von

Adolf Glaser.



Erster Band.

Paolo Cosentis. — Eine Verschmähte. — Der Unverbesserliche.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1867.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
853510 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1936 L

Paolo Cosentis.

Erſtes Capitel.

Wenige der jungen Leute, welche im Jahre 1748 das Collegium der Jeſuiten zu Liſſabon beſuchten, konnten ſich in Bezug auf einnehmende Geſichtszüge und vortheilhaften Wuchs mit Manoel Romeiro meſſen. Er war ungefähr 20 Jahr alt. Auf ſeinen ſchönen ſchwarzen Haaren trug er die kleine ſchwarze Mütze, welche unter den Schülern Mode war, mit einer Art von herausfordernder Keckheit. Der kurze ſchwarze Sammetrock und die eng anliegenden Beinkleider ließen die jugendlich kräftigen Formen ſeines Körpers recht einnehmend hervortreten, und ein unerſchöpflicher Quell von jugendlicher Heiterkeit und Herzensgüte gab den blitzenden Augen und den leicht beweglichen Geſichtszügen den Ausdruck friſchen Lebens und gutmüthiger Unbefangenheit.

Es konnte nicht fehlen, daß der hübſche Manoel ſeiner Hauswirthin ebenfalls gefiel, und Frau Minarda erwiederte ſelbſt die Grüße ihrer beſten Kunden nicht mit derſelben Freundlichkeit, wie ſie dem jungen Studenten zunickte, wenn er durch ihren Laden, worin ſie Colonial-

waaren feil hielt, hindurchſchritt, um durch die Hinterſtube zur Treppe und von da zu ſeinem Stübchen im oberen Stockwerke zu gelangen. Manoel war denn auch nicht minder freundlich gegen ſeine artige Wirthin, aber ein ganz beſonders heller Schein erleuchtete ſeine Züge, wenn es ſich traf, daß die hübſche Margarita, die Tochter der Frau Minarda, zufällig bei ſeinem Durchgange im Laden anweſend war.

Nichts war natürlicher, als daß Manoel, nachdem er kaum zwei Monate bei der Händlerin gewohnt hatte, faſt immer nur dann durch den Laden ging, wenn Margarita ihre Mutter dort ablöſte, damit die gute Frau ihren anderen häuslichen Geſchäften nachgehen konnte, und ebenſo natürlich war es, daß Margarita mit Ungeduld die Stunde erwartete, an welcher Manoel aus dem Colleg zu kommen pflegte, und daß ſie unter allerlei Vorwänden oft lange vorher ſich in die Thür ſtellte, um die Straße hinaufzuſehen. Manoel ſeinerſeits entwöhnte ſich ganz davon, mit ſeinen Kameraden noch einige Augenblicke zu plaudern, und eilte ſtets ſo ſchnell als möglich, wenn er ſeine Vorleſungen gehört hatte, nach ſeiner Wohnung, wo er regelmäßig die niedliche Tochter des Hauſes im Laden traf. Dann allerdings kam es ihm nicht mehr auf eine kleine Verſäumniß an; es gab alsdann immer etwas zu plaudern und je öfter es geſchah, um ſo anziehender und intereſſanter wurde das Geſpräch.

Frau Minarda bemerkte alles dieſes und war klug genug, die Geſpräche der jungen Leute nicht zur unrechten Zeit zu ſtören. Sie war arm und konnte ihrer

Tochter keine Mitgift geben. Manoel aber, obgleich er ebenfalls selbst nichts besaß, hatte einen Onkel, der ein geistlicher Herr war und dem Neffen leicht zu einer guten Stellung verhelfen konnte. Die geschmeichelte Mutter sah sich bereits im Geiste mit ihrer Tochter an der Seite ihres zukünftigen Schwiegersohnes, des Herrn Manoel Romeiro, einherschreiten, der in ihren Augen einmal ein großer Mann werden mußte, und sie hoffte, daß ihre Nachbarinnen dereinst sich tief vor ihr, als der Schwiegermutter eines hochgeachteten Gelehrten oder Beamten, verbeugen würden.

Frau Minarda wußte es denn auch sehr geschickt einzurichten, daß die jungen Leute nur dann von ihr gestört wurden, wenn diese Störung dazu beitragen konnte, die entstehende Neigung des jungen Studenten zu ihrer Tochter zu steigern. Ebenso verstand sie es, zur rechten Zeit sich in die Küche zurückzuziehen, und den Liebenden von Zeit zu Zeit Gelegenheit zu geben, ihre gegenseitigen Gefühle einander mitzutheilen.

Eines Morgens, nach einer theilweise schlaflosen Nacht, erhob sich Manoel von seinem Lager mit der Miene eines Menschen, der einen festen Entschluß gefaßt hat. Als er seinen Anzug beendet hatte, ging er nach der Thür seines Zimmers, aber bevor er dasselbe verließ, kehrte er noch einmal zurück und warf einen prüfenden Blick in den Spiegel, der an der Wand hing, um sich aufmerksam erst noch zu mustern. Er fand alles in der besten Ordnung; die Halsbinde regelrecht geknüpft, das Gesicht glatt rasirt, bis auf den kleinen Bart, den er am Kinn zu tragen pflegte. Er entfernte

sich dann etwas von dem Spiegel und betrachtete nochmals genau seinen ganzen Anzug. Darauf brachte er mehrmals den Zeigefinger der rechten Hand an die Lippen, um hie und da ein Stäubchen, welches hängen geblieben war, von seinem Rocke zu entfernen. Alles dieses verrieth, daß er in einer Art von verlegener Erwartung war, und in der That handelte es sich darum, seinem Onkel heute sein Herz zu öffnen, um von demselben zu vernehmen, was dieser in Bezug auf eine Verbindung mit der reizenden Margarita sagen werde.

Gestern hatte er es ihr versprochen, daß er heute diesen entscheidenden Weg machen wolle; er verließ nun sein Zimmer und ging mit festem Schritte durch den kleinen Laden, wo Margarita, die noch viel erregter zu sein schien als er, und vielleicht noch weniger geschlafen hatte, ihn mit einem Händedruck begrüßte und zu dem wichtigen Gange ermuthigte.

Ohne vielen Aufenthalt begab sich Manoel hierauf zu seinem Onkel, dem ehrwürdigen Jesuitenpater Eustachio. Der Onkel empfing den Neffen mit der gewohnten Freundlichkeit und da er nach den ersten Worten der Begrüßung an der ernsten Miene und feierlichen Haltung des jungen Mannes erkannte, daß ein außergewöhnlicher Umstand denselben zu ihm geführt habe, so erleichterte er dem schüchternen Manoel das Geständniß durch eine directe Frage nach der Ursache seines Kommens.

Manoel drehte die kleine Mütze verlegen in den Händen und erzählte dann, zwar etwas zögernd, aber

doch mit offenem Zutrauen, die einfache Geschichte seiner Liebe zur hübschen Margarita.

Der Oheim schien nichts weniger erwartet zu haben als dies Bekenntniß. Verdrießlich lauernd hatte er zugehört und als Manoel zu Ende war, blickte er zu Boden und erwiederte nichts.

Dies versetzte den jungen Mann in großen Kummer. Er blickte den Oheim ängstlich forschend an, bis dieser nach einer Pause, in welcher er sich zu sammeln schien, in ärgerlichem Tone zu ihm sagte: „Nun, und was soll ich bei dieser Geschichte thun?“

„Was Ihr dabei thun sollt?“ entgegnete Manoel ganz erstaunt. „Eure Einwilligung, Euren Segen sollt Ihr uns geben und mir eine Stelle verschaffen, damit ich Margarita als mein Weib heimführen kann.“

Verdrießlich erhob sich Pater Eustachio und sein sonst gutmüthiges rundes Gesicht hatte einen wirklich ärgerlichen Ausdruck angenommen.

„Meine Einwilligung, meinen Segen soll ich dazu geben,“ sagte er, „daß Du meine Pläne durchkreuzen und all' die schönen Hoffnungen, die ich auf Deine Zukunft gesetzt habe, vernichten willst? Heirathen, ein Weib nehmen, in Deinem Alter, an der Schwelle einer Laufbahn, die Dich zu den höchsten Ehren hätte führen können?“

„Aber warum soll ich nicht als Margarita's Gatte erreichen, was Ihr von mir gehofft habt?“ erwiederte Manoel. „Zum Geistlichen würde ich mich doch nie geeignet haben und Ihr selbst habt auch niemals an-

gedeutet, daß Ihr mich zum Priesterstande auserkoren."

Pater Eustachio setzte sich wieder.

Der etwas behäbige, wohlbeleibte Mann konnte in seiner Gutmüthigkeit nicht lange zürnen und sein Verdruß begann schon wieder zu schwinden. Er sagte: „Du verstehst das noch nicht, mein Sohn. Was ich mit Dir beabsichtigte, verträgt sich vor der Hand nicht mit Deinen Wünschen. Wenn ich Dich auch nicht zum Priesterstande bestimmt hatte, so glaubte ich doch, in Dir der Kirche eine kraftvolle Stütze, ein brauchbares weltliches Werkzeug zu gewinnen. Erinnere Dich der Erzählung vom Paradiese, von jenem köstlichen Garten, mit Bäumen bepflanzt, an denen die schönsten Früchte reiften, und worin, nur mit ihrer Schönheit und Unschuld bekleidet, ein Mann und ein Weib wohnten. Mitten im Garten stand der Lebensbaum. Eva betrachtete den Baum, an dem die verbotene Frucht prangte. Sie streckte ihre Hand darnach aus, reichte davon ihrem Manne, und der Erzengel Michael, mit seinem flammenden Schwerte bewaffnet, jagte sie aus dem Paradiese. Dahin hat der Ungehorsam unsere ersten Eltern geführt, und das Weib war es, die den Mann dazu verleitete.

Manoel blickte den ernsthaft redenden alten Mann ganz verblüfft an. „Wie soll ich das verstehen?" fragte er, worauf Pater Eustachio entgegnete: „Der Beruf, zu dem ich Dich führen wollte, verlangt als erste Bedingung die Tugend des Gehorsams; wer sich

ein Weib nimmt, beraubt sich der Fähigkeit, diese Tugend in ihrem ganzen Umfange zu üben."

„Ihr verweigert also Eure Einwilligung?" fragte Manoel mit niedergeschlagener Miene, denn er verstand von des Alten Rede nur das ihm nächstliegende: die Abneigung gegen seine Verheirathung mit Margarita.

„Was würde ich damit bezwecken!" entgegnete der Pater, indem der gutmüthige Ton seiner Stimme zurückkehrte und er den Neffen freundlich anblickte. „Soll ich Dich, den einzigen Sohn meiner verstorbenen theuren Schwester, unglücklich machen? Nein, lieber verzichte ich auf die Hoffnungen, welche ich für Dich gehegt habe, obgleich ich damit vielleicht ein großes Unrecht begehe."

Voller Freuden ergriff Manoel des Alten Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Ihr wollt mir also helfen," sagte er, „und für mich sorgen, daß ich mir einen eigenen Hausstand gründen und meine Margarita heirathen kann?"

Der Alte wehrte die ungestümen Dankesbezeugungen ab und sagte: „Ich will sehen, was sich thun läßt, meine eigene Macht reicht nicht weit, aber ich will heute noch mit dem Pater Menca reden, der der Beichtvater des Königs ist, vielleicht weiß er einen Rath. Morgen kannst Du nachfragen und vielleicht schon die Antwort in Empfang nehmen."

Manoel machte seinem dankbaren Herzen in einigen herzlichen Worten Luft und verabschiedete sich dann von seinem Oheim. Er eilte rasch nach Hause, denn es trieb ihn, der sehnlich harrenden Margarita die freudige Botschaft zu überbringen.

Mit hochklopfendem Herzen hörten die beiden Frauen — denn Frau Minarda hätte unmöglich warten können, bis ihr die Worte des hochverehrten Paters Eustachio aus dritter Hand überliefert worden wären — die Botschaft des glücklichen jungen Mannes an. Manoel verschwieg natürlich, was ihm der Oheim in Bezug auf die Vorgänge im Paradiese gesagt hatte, und theilte nur die frohen Aussichten mit, welche er für den nächsten Tag hatte. Welch' ein reicher Stoff der Unterhaltung gewährte den Glücklichen die Hoffnung! Tausend Vermuthungen wurden ausgesprochen, und Frau Minarda schwelgte bereits in den kühnsten Erwartungen in Bezug auf die zukünftige Stellung ihres Schwiegersohnes, während die beiden Liebenden sich weniger in derartigen ehrgeizigen Erwartungen, als in der Gewißheit ihrer baldigen Vereinigung glücklich fühlten.

Inzwischen war der gute Pater Eustachio zu dem einflußreichen Beichtvater des Königs gegangen und es glückte ihm, den viel in Anspruch genommenen Mann zu Hause zu treffen.

Pater Menca wohnte in einem stattlichen Hause, welches ihm vom Könige eingeräumt war, aber das Innere seiner Wohnung zeigte in der Einrichtung mehr als Einfachheit, und der Mangel aller Bequemlichkeiten war darin mit einer gewissen Absicht vor Augen gestellt.

Der Pater saß eifrig schreibend an seinem Arbeitstische, als Eustachio bei ihm eintrat; er wendete den Kopf und grüßte den demüthig sich ihm Nahenden mit einem zutraulichen Nicken des Kopfes, ohne dabei eine Miene zu verziehen.

Das Gesicht Menca's zeigte den genauen Gegensatz zu dem des Eustachio. Scharf markirte Züge, kleine stechende Augen und eine hagere lange Gestalt zeichnete ihn aus.

Nachdem Pater Eustachio dem einflußreichen Manne mitgetheilt hatte, daß sein Neffe Manoel, der bisher das Collegium der Gesellschaft Jesu besucht habe, sich verliebt und ihn gebeten habe, ihm zu einer Stellung zu verhelfen, damit er sich verheirathen könne, schwieg Menca und blickte nachdenkend vor sich nieder. Eustachio begann in seiner gutmüthigen Weise den Vorfall zu bedauern und sprach davon, daß er gehofft habe, in seinem Neffen dereinst eine tüchtige Hilfe der Gesellschaft Jesu erwachsen zu sehen, worauf Menca ruhig entgegnete:

„Der junge Mann ist Euch Dank schuldig? Ihr habt seither für ihn gesorgt, und er weiß, daß Ihr auch jetzt den Wunsch seines Herzens unterstützt; laßt sehen, was sich für ihn thun läßt, die Dankbarkeit macht ihn für uns zu einem brauchbareren Werkzeug, als er sonst geworden wäre. Glaubt Ihr, daß er von dem Gefühle der Erkenntlichkeit für Euch recht innig durchdrungen sein wird, und daß sein Herz Gott fürchtet, so kann uns seine Ergebenheit immerhin nützlich werden."

Eustachio versicherte mit großem Eifer, daß er von dem dankbaren Herzen seines Neffen überzeugt sei. Während er noch sprach, musterte Menca verschiedene Papiere, in denen er etwas zu suchen schien.

Als er seine Listen durchgesehen hatte, schüttelte er bedauernd mit dem Kopfe und sagte: „Schade, daß im

Augenblicke nichts vorliegt, es iſt mir nicht bekannt, daß irgendwo ein junger Mann von dem Alter und den Fähigkeiten Eures Neffen verlangt würde. Doch Geduld, es wird ſich ſchon etwas finden, wenn auch nicht ſofort; ich notire mir den Namen und vergeſſe nicht darauf."

Indem er noch einen Blick in ſeine Liſten warf, ſetzte er wie zufällig hinzu: „Für das Mädchen hätte ich hier eine ausgezeichnete Stelle, die in der That der Weg zu ihrem Glück ſein könnte. Die Tochter der Gräfin Alvor, die zwölfjährige Tereſa, ſoll ein junges Mädchen zu ihrer Bedienung erhalten. Die Alvor ſind reich und vom beſten Adel, ein Jahr oder zwei, ſo wird Tereſa verlobt und das Mädchen würde eine gute Ausſteuer bei dieſer Gelegenheit zu erwarten haben."

Menca ſchwieg und wartete auf eine Antwort des Pater Euſtachio. Dieſer ſah jedoch niedergeſchlagen vor ſich hin und ſchien die letzte Mittheilung Menca's gar nicht beachtet zu haben. Der gutmüthige Pater dachte nur an die betrübende Wirkung, welche der ungünſtige Erfolg ſeiner Bemühungen auf Manoel machen würde.

Menca lächelte und ſagte, nachdem er den guten Euſtachio betrachtet hatte: „Es thut mir leid, daß ich Euren Wünſchen nicht beſſer nachkommen kann." Dann ſetzte er mit einem Seufzer hinzu: „Glücklicher Mann, den das Fehlſchlagen oder Hinausſchieben eines ſo unbedeutenden Wunſches traurig machen kann!"

Euſtachio erſchrak bei dieſen Worten und nahm eine demüthig beſchämte Miene an.

Menca beruhigte ihn, indem er herablaſſend ſagte:

„Erschreckt nicht über meine Bemerkung. Wir kennen Euch ja, und wissen, wie man Eure Gutmüthigkeit zum Zwecke des Ganzen benutzen muß. Freilich, wenn Ihr die Angelegenheiten, welche uns beunruhigen, in Eurem Kopfe herumtragen solltet, so würde Euch das Schicksal eines liebenden Pärchens keinen großen Kummer verursachen."

Neugierig blickte Eustachio in das Gesicht des hochangesehenen königlichen Beichtvaters, aber er wagte keine Frage, so gern er etwas Näheres über die Sorgen, welche Menca's Geist in Anspruch nahmen, gewußt hätte. Eustachio war nie über denjenigen Grad von Einsicht hinausgekommen, der in der ganzen Organisation des Jesuitenordens dem unbedeutenden Werkzeuge gewährt wurde; einen um so geheimnißvolleren Reiz hatte es für ihn, wenn eines der höherstehenden einflußreichen Mitglieder ihm eine Andeutung von der Wichtigkeit des Ganzen gab. Er fühlte sich dann als Theil eines mächtigen und hochstehenden Bundes, und solche Augenblicke bewirkten gleichsam eine Erneuerung seines Gelübdes, welches ihm blinden Gehorsam und tiefste Unterwürfigkeit gegen die Oberen auferlegte.

In der That bewegte Menca's Seele grade in diesem Augenblicke eine wichtige und gefürchtete Nachricht.

Es lebte ein Mann, den die portugiesischen Jesuiten bitter und tödtlich haßten, ohne bis jetzt eigentlich bestimmte Gründe dafür zu haben. Ein Geist, der seiner Zeit mit genialer Kraft vorausgeeilt war und der gleichsam in jedem Worte, das er sprach, in jeder Handlung,

die er beging, seinen Beruf, Portugal neu zu erheben, documentirte. Bisher war es gelungen, diesen Mann fern zu halten. König Johann hatte ihn nach London als Gesandten geschickt. Von dort hatte er nicht direct in die Verhältnisse Portugals eingreifen können. Aber er hatte seine Kenntnisse erweitert und seinen Blick geschärft. Nun war es grade jetzt einer Partei, deren Haupt die Königin war, gelungen, die Zurückberufung Carvalho's, des gefürchteten Mannes, zu bewirken, und Menca fühlte, daß alles darauf ankomme, diesem Einflusse entgegenzuarbeiten und den König auf's Neue für Carvalho's Entfernung zu stimmen.

Zwar war dies nur ein Hinausschieben der Gefahr, denn der König kränkelte und sein Tod konnte alles ändern, aber die Feinde Carvalho's sahen ein, daß für jetzt nichts zu gewinnen sei, als Zeit, und Menca hatte die Aufgabe erhalten, den König zu beeinflussen.

„Ja, guter Pater," sagte er, „es gibt Sorgen, welche über Euren Horizont gehen, aber laßt Euch dadurch nicht beirren und seid versichert, daß ich einem so gehorsamen und eifrigen Genossen, wie Ihr seid, gern willfährig bin. Verlaßt Euch darauf, daß ich Euren Neffen Manoel Romeiro nicht aus den Augen verliere. Sprecht ihm übrigens doch einmal von der Stelle bei der jungen Gräfin von Alvor; wer weiß, vielleicht sagt sie dem Mädchen zu und in einem Jahre oder zwei kann die Hochzeit alsdann mit um so viel größerer Freude gefeiert werden."

Eustachio versprach die Sache mit seinem Neffen zu bereden und dann Nachricht zu bringen. Er verabschie-

bete sich darauf mit derselben Unterwürfigkeit, welche er während des ganzen Besuchs dem Pater Menca gegenüber beobachtet hatte.

Am andern Tage kam der junge Manoel, erfüllt von freudiger Erwartung, zu seinem Oheim und hätte fast weinen mögen, als er erfuhr, daß vor der Hand keine Aussicht zu seiner Anstellung sei. Er sah allerdings im Gespräche mit dem guten Pater bald ein, daß die Erfüllung seines Wunsches, der heute versagt blieb, nur verschoben war, aber wenn man jung und verliebt ist, sieht man ebenso gut in der kleinsten Wolke ein herannahendes schreckliches Gewitter, wie man aus dem geringsten Hoffnungsstrahl die prachtvollsten Luftschlösser zu erbauen weiß.

Ziemlich gleichgiltig vernahm Manoel das Anerbieten, welches Menca seiner Braut machen ließ; er glaubte nicht, daß Margarita eine derartige Stelle annehmen werde, aber er versprach dennoch, mit dem Mädchen und der Mutter Minarda davon zu reden.

Als der junge Student sich darauf dem Hause der Frau Minarda näherte, stand Margarita in der Thür und sah ihn schon von weitem kommen. Sofort erkannte sie, daß er keine gute Botschaft bringe, und blitzschnell war auch ihr leichtbewegtes Herzchen von Kummer erfüllt.

Sie ging mit Manoel nach der Hinterstube, wo Frau Minarda grade beschäftigt war, die Proben einer neu angekommenen Kaffeesendung zu mustern. Manoel berichtete genau, was sein Oheim ihm erzählt hatte; zuerst, bei der Mittheilung, daß augenblicklich keine

einzige Stelle offen sei, die sich möglicherweise für ihn eignen könnte, vergoß Margarita einige Thränen und das Gesicht ihrer Mutter zog sich sehr ernsthaft in die Länge. Als er dann aber den Antrag für Margarita ausrichtete, erhellte sich das Gesicht der Mutter und sie sprach sich sogleich dafür aus, daß Margarita diese gute Gelegenheit, ihr Glück zu machen, nicht von der Hand weisen dürfe.

Manoel und das junge Mädchen waren über diese Auffassung der Sache einigermaßen erstaunt, aber Manoel wußte gar nicht, und Margarita auch nicht genau, daß die Verhältnisse der guten Frau Minarda in den letzten Jahren, seitdem sie Wittwe geworden war, sich bedeutend verschlechtert hatten, und daß es die höchste Zeit war, daran zu denken, wie Margarita durch eine Heirath oder durch die Annahme einer Stelle für ihre eigene Zukunft und die ihrer Mutter Sorge trage.

Die Mutter trat daher sogleich entschieden auf und obgleich Manoel anfänglich nicht recht einverstanden war, daß seine Geliebte den Dienst bei der Gräfin Alvor annehme, da er hoffte, sein Onkel werde ihn in sehr kurzer Zeit in den Stand setzen, Margarita zu heirathen, so hielt es doch die erfahrene Frau Minarda für klüger, das Gewisse für das Ungewisse zu nehmen; sie machte die sehr richtige Bemerkung, es sei besser, wenn Manoel warte, bis eine recht einträgliche und sichere Stellung ihm eröffnet werde, als daß er sich jetzt übereile, und dann später einen Schritt bereue, der nicht mehr rückgängig gemacht werden könne.

Nach vielem Hin- und Herreden wurde also be-

schlossen, daß Manoel seinem Oheim am folgenden Tage Margarita's Einwilligung, in den Dienst der jungen Gräfin zu treten, überbringen solle, und mit vielen Seufzern fügten sich die beiden Liebenden und trösteten sich mit neuen Hoffnungen, denn wenn auch ihre kühnen Erwartungen diesmal nicht in Erfüllung gegangen waren, so freuten sie sich doch, daß ihre gegenseitigen Wünsche die Billigung von Manoel's Oheim und dadurch eine Aussicht auf Erfüllung gefunden hatten.

Zweites Capitel.

Frau Minarda hatte recht, Manoel's Aussichten für die Zukunft erwiesen sich vor der Hand als sehr ungewiß, und das Unangenehmste dabei war, daß der Oheim sich auf kein Drängen und Bitten weiter einlassen wollte. Pater Menca hatte ihm gesagt, daß er für den jungen Mann sorgen werde, und sich dessen Namen notirt, das war für den guten Eustachio soviel wie ein heiliges Versprechen, und in der That zeigte es sich auch bald, daß Menca sein Versprechen nicht vergessen hatte. Manoel erhielt vorläufig die Stelle eines Gehilfen bei einer Bibliothek, er konnte freilich nicht auf dieselbe heirathen, aber als Eustachio schüchtern diese Bemerkung Menca gegenüber aussprach, entgegnete dieser:

„Euer Neffe ist zweiundzwanzig Jahr alt und seine Braut sechzehn Jahr; ich dächte, da könnten ihm einige Jahre der Erfahrung und Dienstbarkeit nur vortheilhaft sein. Verlaßt Euch auf mein Wort und fragt nicht weiter um Angelegenheiten, die nun einmal nicht ganz nach Eurem Willen sich erledigen lassen."

Euſtachio zog ſich demüthig zurück und vertröſtete ſeinen Neffen auf die unverbrüchliche Zuſage des in ſeinen Augen allmächtigen königlichen Beichtvaters.

Margarita hatte inzwiſchen ihre neue Stellung angetreten und fühlte ſich ganz wohl darin. Der hohe Gehalt, den ſie erhielt, geſtattete ihr, der Mutter manchen Zuſchuß zu geben und Frau Minarda verſtand es, mit kluger Berechnung ihren kleinen Handel wieder auf einen beſſeren Fuß zu ſetzen.

Die brave Frau erlebte jetzt ſchon einen Theil der Erfüllung ihrer ſtolzen Hoffnungen für die Zukunft.

Der gutmüthige Pater Euſtachio beſuchte ſie nämlich zuweilen und plauderte mit ihr von den beiden jungen Liebesleutchen; das gab ihr denn bei der Nachbarſchaft ein größeres Anſehen und da ſie zugleich, um ſich der bevorſtehenden nahen Verwandtſchaft mit dem geiſtlichen Herrn recht würdig zu machen, weit mehr Frömmigkeit an den Tag legte, als es früher der Fall war, ſo betrachteten die Nachbarinnen ſie mit viel größerem Reſpect. Sie verſäumte es denn auch nie, wenn der ehrwürdige Pater ſie beſucht hatte, denſelben bis auf die Straße zu begleiten, und hatte ihm dann immer noch die eine oder andere Bemerkung nachzurufen, wenn er ſchon einige Schritte von ihrem Hauſe entfernt war, woraus die Nachbarinnen ſchloſſen, daß der geiſtliche Herr große Stücke auf ſie halten müſſe.

Tereſa von Alvor, die jugendliche Gebieterin Margarita's, war ein reizendes Kind, dem das junge Mädchen bald von ganzem Herzen zugethan war.

Schon war Margarita ein Jahr in dem gräflichen

Hause, als der Tag herannahte, an dem Teresa von ihrer Mutter in die große Welt eingeführt und bei Hofe vorgestellt werden sollte. Es war gegen Abend. Die alte Gräfin von Alvor, Teresa's Großmutter, stand von ihrem Ruhesessel auf, um ihre hübsche Enkelin auf deren Zimmer zu überraschen und sie im Ballstaate zu sehen. Wie reizend mußte Teresa aussehen in dem weißen Kleide, dem weißen Gürtel, mit den weißen Handschuhen und den weißen Schuhen, Blumen und Bänder in dem prächtigen schwarzen Haar, und das Lächeln der freudigen Erwartung in den blitzenden Augen, auf den rosigen Lippen!

Die alte Dame sah sie in Gedanken bereits vor sich stehen, wie sie, den Fächer in der Hand, diesen in reizender Verlegenheit bald auseinander macht, bald zusammenklappt. Dieser Fächer von Elfenbein, mit Gold eingelegt, ist ja ein Geschenk der Großmutter, die ihn selbst einst trug zur Zeit König Pedro's, als die portugiesischen Damen sich fast zu einem Complott zusammengerottet hätten gegen den König Ludwig XIV. von Frankreich, weil dieser allen französischen Damen, die sich in Portugal verheiratheten, eine reiche Mitgift versprach, um auf diese Weise sich durch die Frauen Einfluß in die Staatsgeschäfte zu verschaffen. Wie viele junge Damen des französischen Adels sah man damals auf den Hoffesten zu Lissabon! Viele portugiesische Mädchen sahen sich genöthigt, die Klöster zu bevölkern, aber die schöne Tochter des Herzogs von Otratos brauchte dies Loos nicht zu theilen, und als sie die Braut des jetzt lange verstorbenen Grafen Alvor, Te-

resa's Großvater, war, wehte derselbe Fächer ebenso schwarzen Augen und ebenso lachenden frischen Lippen Kühlung zu, wie er dies jetzt bei ihrer Enkelin that.

Die alte Dame öffnete die Thür zu Teresa's Zimmer, aber was erblickte sie da! Teresa strahlte nicht vor Freude und stand nicht zum Ball geschmückt vor ihr, weinend saß das junge Mädchen vor ihrem Putztisch, den Kopf in die Hand gestützt und die üppigen Haare noch ungeordnet.

„Was ist geschehen?" frug erschreckt die alte Gräfin; „was sollen diese Thränen, dieser ganze Kummer? Theile ihn Deiner Großmutter mit, mein holdes Kind;" und sie setzte sich zu dem weinenden Mädchen, welches, den Kopf auf die Schulter der Großmutter legend, traurig flüsterte:

„Ich soll den Ball nicht besuchen!"

„Das ist freilich eine sehr traurige Nachricht," versetzte die Großmutter, „und ich bin neugierig, zu erfahren, aus welchem Grunde Du zu Hause bleiben sollst."

Teresa begann auf's neue zu schluchzen und erwiederte: „Meine Mutter will es nicht gestatten, daß ich den Ball besuche; sie behauptet, ich sei erkältet und müsse meine Gesundheit in Acht nehmen."

Die alte Gräfin versuchte, das junge Mädchen zu beruhigen, indem sie ihr vorstellte, daß das Vergnügen eines Balles sich leicht verschmerzen lasse, aber dieser Trost war dem Alter der Großmutter besser entsprechend, als dem der reizenden Teresa. Sie redete vergeblich und war endlich nach kurzer Zeit so weit gekommen,

daß sie, anstatt das junge Mädchen zu beruhigen, mit demselben das verlorene Vergnügen betrauerte.

Endlich entschloß sich die alte Dame selbst, noch einmal den Versuch zu wagen, ob Thereſa's Mutter sich bestimmen lasse, ihr Verbot zurückzunehmen. Das junge Mädchen betheuerte, daß ihr Unwohlsein gar nichts zu bedeuten habe und Margarita, welche mit in dem Zimmer anwesend war und dem Fräulein geholfen hatte, ihr Mißgeschick zu beweinen, vereinigte ihre Versicherungen mit denen Thereſa's.

Bevor sich die alte Gräfin zu ihrer Schwiegertochter begab, sagte sie zu Margarita: „Kleide die Conteſſa rasch an und vergiß nicht, ihr den Fächer zu reichen, den ich selbst einst auf den königlichen Bällen benutzt habe."

Die beiden Mädchen hielten diese Worte für eine feste Zusicherung und jubelten laut auf, als die alte Dame das Zimmer verlassen hatte. Margarita war ebenso erfreut, wie ihre jugendliche Gebieterin, daß diese nun doch den Ball besuchen werde. Der kostbare, aber ganz einfache Ballstaat wurde angelegt und bald stand die vor Freude erglühende Tereſa, schön wie eine jugendliche Hebe, vor der sie mit Entzücken betrachtenden Margarita. Zum Beschluß der Toilette reichte sie ihr den Fächer.

Dann nahm sie mit einer besonders feierlichen Miene ein kleines silbernes Medaillon von ihrem eigenen Halse und befestigte es am Griffe des Fächers.

„Das wird Sie beschützen," sagte sie; „bewahren Sie es wohl, es ist ein Amulett gegen alle Gefahren

des Leibes wie der Seele; so lange Sie es bei sich tragen, sind Sie sicher vor jedem Unglück."

Teresa lächelte, aber sie achtete den frommen Glauben und die gutmüthige Treue ihrer Margarita zu hoch, um nicht auf deren fromme Gedanken einzugehen; sie versprach ihr daher fest, das Medaillon in Acht zu nehmen und es ihr vom Balle unversehrt zurückzubringen.

Inzwischen hatte die alte Gräfin nach längeren Debatten Teresa's Mutter zur Zurücknahme ihres Verbots bewogen, und so ungern die besorgte Mutter in Rücksicht auf die zarte Gesundheit des Mädchens sich dazu entschloß, mit ihr den Ball zu besuchen, so konnte sie doch den Bitten der Schwiegermutter zuletzt nicht länger entgegentreten. Teresa fiel der Großmutter freudig dankend um den Hals und diese mußte sie von sich abwehren, damit sie ihren Putz nicht in Gefahr brachte.

Mit einigem Widerstreben fuhr bald darauf die Gräfin von Alvor mit ihrer reizenden Tochter Teresa zum königlichen Schlosse, woselbst bereits ein großer Theil des höchsten Adels, sowie der weltlichen Würdenträger im großen Saale zum Ball versammelt waren.

Die königliche Familie verbrachte den größten Theil des Jahres auf dem Schlosse Belem, welches nahe bei Lissabon am Meeresstrande in reizender Lage erbaut war. König Johann war sehr kränklich; er litt häufig an epileptischen Zufällen. In Zeiten, wo das Uebel sich besonders bemerklich machte, erfaßte ihn eine Unruhe, die ihn unaufhörlich zu Umzügen und kleinen Reisen trieb. Einmal sogar hatte er den Plan, eine

längere Reise durch ganz Europa anzutreten, da man jedoch die krankhafte Ursache dieser Reiselust kannte, so wurde alles aufgeboten, ihn von der Ausführung seines Planes zurückzuhalten. Unter solchen Umständen waren die Hoffeste nicht allzuhäufig; in gesunden Tagen liebte der König die Jagd leidenschaftlich und fröhnte außerdem einer sehr kostspieligen Liebhaberei für Bauten. Die Königin war sehr fromm und stand völlig unter dem Einflusse der Jesuiten.

Bei dem großen Ball, welcher an diesem Abend stattfinden sollte, sollten viele Töchter aus den vornehmsten Familien des Landes zum ersten Male der königlichen Familie vorgestellt werden. Es befanden sich darunter mehrere große Schönheiten, aber alle überstrahlte an jugendlichem Reiz und seelenvollem Ausdruck des Gesichts die liebliche Teresa von Alvor, die außerdem durch die hohe Stellung ihrer Familie und den enormen Reichthum ihrer Mutter mit großer Aufmerksamkeit beachtet wurde.

Der König und die Königin unterhielten sich denn auch ganz besonders freundlich mit ihr, und der Erbprinz José, der den Titel Prinz von Brasilien führte, schien von ihrer Erscheinung wie geblendet und führte sie sogleich zum Tanze.

Teresa war so erfüllt von all' den neuen Eindrücken, die auf sie wirkten, daß sie sich förmlich an den Huldigungen, die ihr von allen Seiten gebracht wurden, berauschte. Dom José, der Infant, unterhielt sich sehr lebhaft mit ihr; er war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik und da auch Teresa dieser Kunst nicht nur

sehr zugethan, sondern sogar etwas darin bewandert war, so konnten sich die beiden jungen Leute nicht genug an der Uebereinstimmung ihrer gegenseitigen Ansichten freuen.

Als der Tanz beendet war, umringte sofort eine ganze Anzahl der vornehmsten Herren und Damen die liebliche Teresa. Vor allen nahte sich ihr und ihrer Mutter eine der ihrigen befreundete Familie, deren Haupt, der Marquez von Tavora, früher Vicekönig von Indien gewesen war und dort mit unumschränkter Gewalt und asiatischem Pomp regiert hatte. Die Marqueza de Tavora, seine Gattin, galt als eine der schönsten Damen des Hofes und obgleich sie einen Sohn hatte, der bereits über zwanzig Jahr alt war, so konnte sie doch in der Frische des Aussehens und der Eleganz der Formen noch immer mit jeder jüngern Dame rivalisiren.

Die Familie Tavora stand mit dem Erbprinzen auf ganz besonders freundschaftlichem Fuße und es war daher natürlich, daß die Auszeichnung, welche Dom José der jungen Gräfin Alvor erwiesen hatte, dieser die Freundschaft des Marquez und der Marqueza vorzugsweise gewinnen mußte.

Der junge Herr Luiz von Tavora war denn auch derjenige, welcher den nächsten Tanz mit der schönen Teresa tanzte.

Luiz de Tavora war ein gutmüthiger, aber höchst unbedeutender junger Cavalier; dabei sehr kränklich und von nicht besonders vortheilhaftem Aeußern. In den Augen seiner Mutter jedoch war er einer der vollkom-

menſten jungen Edelleute des Königreichs, und da es ihr nicht entgangen war, daß die junge Gräfin von Alvor alle Männer bezaubert hatte, ſo faßte ſie den Gedanken, daß Tereſa die erſte und einzige junge Dame ſei, welche ſie würdig erachten könne, die Gemahlin ihres Sohnes zu werden.

Der Tanz mit Luiz de Tavora bot übrigens dem jungen Mädchen lange nicht ſo viel Unterhaltung, wie der mit dem Erbprinzen, nicht als ob ihr kindliches Gemüth den Unterſchied des Ranges beachtet hatte, aber der Prinz hatte ſo vieles geſagt, was ihr ſo recht aus dem Herzen geſprochen war, während Tavora nur eine ſehr trockene und wenig anziehende Unterhaltung führte. Nachdem er ſie dann zu ihrer Mutter zurückführte, wurde er von dieſer ſehr freundlich verabſchiedet.

Als Tereſa darauf mit ihrer Mutter über das gehabte Vergnügen ſprach, bemerkte die Gräfin mit Beſorgniß, daß die Stimme des Mädchens heiſer klang, während Tereſa's Geſicht in ungewöhnlicher Röthe erglüht war. Sie ließ Tereſa daher vor der Hand nicht wieder zum Tanze antreten, ſondern zog ſich mit derſelben zum großen Bedauern vieler jungen Cavaliere in ein Seitengemach zurück, von wo ſie den Ball gänzlich verließ, ſobald der König und die Königin ſich zurückgezogen hatten.

Als Tereſa wohl eingehüllt in ihrem Wagen ſaß, bemerkte ſie plötzlich, daß das Medaillon, welches Margarita an dem Griff ihres Fächers befeſtigt hatte, nicht mehr daran hing. Sie bedauerte anfänglich den Verluſt des unſcheinbaren kleinen Amuletts nur deshalb, weil

sie es der guten Margarita nicht zurückgeben konnte, zugleich aber empfand sie doch auch ein wenig abergläubische Furcht und sie schrieb es auf Rechnung dieses Gefühls, als gleich, nachdem sie bemerkt hatte, daß sie das Medaillon verloren, ein eisiger Schauder ihren Körper durchrieselte.

Zu Hause angekommen, fühlte sich Teresa in der That ernsthaft unwohl und Margarita mußte sie sogleich zu Bette bringen. Während des Auskleidens erzählte sie, daß ihr das Medaillon abhanden gekommen sei und Margarita gerieth dadurch in die ernsthafteste Besorgniß, die sie jedoch aus Rücksicht für die von ihr verehrte junge Gräfin unterdrückte.

Am andern Morgen war Teresa heftig erkrankt; der Kopf brannte ihr, die Augen schmerzten und der Athem hob und senkte die jugendliche Brust in fieberhafter Unruhe. Als ihre Großmutter kam, um sich von dem Vergnügen des Balles erzählen zu lassen, vernahm sie die Nachricht von den unseligen Folgen, die sie selbst durch ihre nachgiebige Unvorsichtigkeit veranlaßt hatte. Bleich und kummervoll näherte sie sich dem Lager des jungen Mädchens und als der Arzt kam und auf die ängstlichen Fragen der Mutter bedenkliche und unbestimmte Antworten gab, versank die alte Frau in die tiefste Betrübniß und klagte in Verzweiflung, daß durch ihre Schuld das arme Kind leiden müsse und daß sie vielleicht das junge Leben in Gefahr gebracht habe.

In der That entwickelte sich ein langwieriges und gefährliches Fieber, welches die schöne Teresa mehrmals nahe an den Rand des Grabes brachte. Ihre fromme

Mutter hatte mehr als einmal den Prieſter an das Bett der Leidenden geführt, um ihr die Segnungen der Religion ſpenden zu laſſen, aber glücklicherweiſe hatte die jugendkräftige Natur des Mädchens die Gefahr überſtanden und nach einigen Monaten ging ſie langſam der Geneſung entgegen.

Wie oft hatte Margarita an dem Bette der geliebten Herrin geſeſſen und mit heißen Thränen zu Gott und der heiligen Jungfrau gebetet, ihr Heilung zu ſenden. Sie war feſt überzeugt, daß der Verluſt des Amuletts an dem verhängnißvollen Ballabende der jungen Gräfin Unheil gebracht habe.

Da ſie nicht, wie früher, täglich nach dem Hauſe ihrer Mutter gehen und dort mit ihrem Bräutigam zuſammentreffen konnte, ſo beſuchte Manoel ſie zuweilen im Hauſe ihrer Herrſchaft. Margarita theilte ihm dann ihre Sorgen mit und erzählte ihm den Verluſt des Amuletts, von deſſen Wunderkraft ſie nun um ſo feſter überzeugt war.

Das ſilberne Medaillon war inzwiſchen auf ſeltſame Weiſe in den Beſitz des Infanten Dom Joſé gekommen. — Nachdem er mit Tereſa an jenem Abende getanzt hatte, war er für einige Zeit in einen Nebenſaal getreten, um ſich dort mit einigen Herren zu unterhalten. Plötzlich bemerkte er zu ſeinem Erſtaunen, daß an der reichen Stickerei, welche ſeine Bruſt bedeckte, ein unſcheinbares ſilbernes Medaillon hängen geblieben war. Es konnte kein Zweifel ſein, daß daſſelbe der jungen Gräfin von Alvor, der einzigen Dame, mit welcher er getanzt hatte, gehörte und er erinnerte ſich

auch, das höchst einfache Amulett am Fächer Teresa's bemerkt zu haben.

Einen Augenblick betrachtete er es, ja er wagte sogar, es an seine Lippen zu drücken, dann eilte er in den Hauptsaal zurück, um das kleine Medaillon der Eigenthümerin wieder zuzustellen. Da er sie dort nicht fand, hoffte er, sie würde bald in den Saal zurückkehren und als dies nicht geschah, erkundigte er sich nach der Gräfin Alvor und deren Tochter. Da vernahm er denn, daß dieselben den Ball wegen eines Unwohlseins der jungen Gräfin bereits verlassen hatten.

Am andern Morgen fuhr der Prinz selbst bei der Gräfin vor und erfuhr dort, daß Teresa ernstlich erkrankt sei. Nun hielt er es nicht mehr der Mühe werth, das kleine Medaillon ihr zu übersenden; er behielt es daher und eine zeitlang liebte er es, sich fast täglich durch den Anblick desselben an die schöne Teresa, die er leider nur so flüchtig gesehen hatte, zu erinnern. Was aber ist flüchtiger als das Gedächtniß eines Prinzen! Die Vergnügungen des Hofes, eine neue Oper von Jomelli und die Ankunft einer berühmten Sängerin waren Ereignisse, die das Bild des jungen Mädchens bald verdrängten. Zwar vergaß er sie nicht völlig, aber der Eindruck war geschwächt, und Teresa befand sich längst wieder auf dem Wege der Genesung, ohne daß Dom José daran dachte, sich weiter um sie zu bekümmern.

Drittes Capitel.

Seit einiger Zeit war Margarita wieder regelmäßig nach dem Hause ihrer Mutter gekommen und Manoel hatte nicht versäumt, sie täglich dort zu treffen. Sie liebten sich beide mit derselben Innigkeit wie früher, ihre Neigung hatte sogar dadurch gewonnen, daß die gemeinschaftlichen Hoffnungen und Enttäuschungen der letzten Zeit sie fester an einander gekettet hatten. Manoel war oft ungeduldig geworden und Margarita schalt zuweilen, wenn er gar zu wenig Vertrauen in die Zukunft hatte. Frau Minarda befand sich am besten bei den gegenwärtigen Verhältnissen, und da Pater Eustachio ihr oft genug die Versicherung gegeben hatte, daß Manoel sicher in kurzer Zeit einen einträglichen Posten erhalten werde, so tadelte sie ebenfalls die grämliche Unruhe des jungen Mannes.

Sehr erstaunt und in ihrer mütterlichen Würde geschmeichelt wurde die gute Frau eines Tages, als Manoel's Oheim ihr sagte, daß der hochangesehene Beichtvater des Königs, Pater Menca, eine Unterredung mit Margarita wünsche. Jedermann wußte, daß Pater

Menca die höchsten Ehrenstellen im Lande von sich gewiesen und nur die Würde als Beichtvater des Königs festgehalten hatte. Und ein solcher Mann wollte ihre Tochter sprechen, vielleicht gar ihr Haus betreten! Letzteres war ein Ziel, welches ihre kühnsten Wünsche übertraf. Sie veranstaltete denn auch die Zusammenkunft in der Stube hinter ihrem Laden und sorgte dafür, daß Manoel an diesem Tage eine Stunde später als gewöhnlich kam, damit der hohe Gönner ihre Tochter ganz ungestört sprechen konnte.

Margarita war durch ihren Aufenthalt bei der Gräfin Alvor schon daran gewöhnt, mit Personen von hohem Range zusammenzukommen. Sie empfing daher den Besuch des Paters mit größerer Ungezwungenheit, als dieser erwartet hatte. Er begrüßte sie nach Art der höheren Geistlichen, indem er ihr seinen Segen ertheilte, und während er dies that, durchforschte er mit raschen Blicken die Gesichtszüge des Mädchens. Darauf begann er mit ihr von ihrer Zukunft zu reden und sagte ihr, daß endlich Aussicht vorhanden sei, ihrem Bräutigam eine Stelle, und zwar in der unmittelbaren Nähe des Erbprinzen, zu verschaffen.

Dann sagte er: „Ein glückliches Zusammentreffen fügt es, daß Du, mein gutes Kind, indem Du der Erfüllung Deiner eigenen Herzenswünsche entgegenstrebst, auch zugleich für die Zukunft Deiner jungen Gebieterin mitwirken und Dich dadurch nicht nur für ihr Glück, sondern auch für unsere heilige Kirche nützlich machen kannst."

Margarita horchte hoch auf. Sie hatte keine

Ahnung davon, wo der Pater hinaus wollte und blickte ihn daher mit neugieriger Ehrfurcht an. Menca fuhr fort:

„Der Sohn des Marquez von Tavora," sagte er, „hat die junge Gräfin von Alvor bei einem Hoffeste kennen gelernt und ist von ihrer Schönheit so hingerissen worden, daß er nichts sehnlicher wünscht, als sich mit ihr zu verbinden. Auch die Familie Tavora, die zu den angesehensten und reichsten des Königreichs gehört, wünscht diese Vereinigung, und hat Gründe, zu hoffen, daß die Gräfin von Alvor die Hand ihrer Tochter dem jungen Tavora nicht verweigern würde. Es gilt nun, die Ansicht Teresa's kennen zu lernen. Der junge Mann besitzt nicht jene äußeren Vorzüge, welche sogleich in das Auge fallen und das Herz eines jungen Mädchens bestechen, aber er ist ein ebenso gottesfürchtiger wie wackerer Cavalier und würde die junge Gräfin gewiß glücklich machen. Was Du also dazu thun kannst, die Wahl Teresa's auf Dom Luiz von Tavora zu lenken, das versäume nicht, denn Du bewirkst damit zugleich ein Werk, auf dem der Segen der Kirche ruht."

Margarita hatte andächtig zugehört. Sie besaß, wie die meisten Menschen ihres Schlages, einen viel zu großen Respect vor dem geistlichen Herrn, der mit ihr sprach, um an der völligen Lauterkeit und Uneigennützigkeit seiner Ansichten zu zweifeln. Als sie daher sagte: „Was ich dazu thun kann, um Eure Absichten zu befördern, soll gewiß geschehen," konnte der Pater aus dem Ton ihrer Stimme und dem Ausdruck ihres

Gesichts mit Sicherheit entnehmen, daß dieses junge Mädchen ein geeignetes Werkzeug für seine Pläne sei.

Die Ursache, welche den einflußreichen Jesuiten zu dem Besuche bei Margarita veranlaßte, war folgende. Die Zwecke des Ordens verlangten eine möglichst genaue Ueberwachung aller Vorgänge in der Gesellschaft, die von irgendwelcher Bedeutung waren oder werden konnten. Namentlich bildete die fortwährende Beobachtung der Familienverbindungen eine Hauptaufgabe für die Ordensmitglieder aller Grade und Pater Menca wußte in den Häusern des höchsten Adels in Lissabon so genau Bescheid, als wäre er selbst überall der nächste Verwandte. Die Tavora waren eine der reichsten Familien, und der letzte Sprosse, Dom Luiz, war seit seiner Kindheit umgeben von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu. Er war ein schwächlicher, aber herzlich gutmüthiger Mensch, und die Wahl seiner zukünftigen Gattin erschien für die Häupter der jesuitischen Partei in Portugal als eine sehr wichtige Angelegenheit. Daß die schöne Teresa und ihre Mutter ebenfalls von den Jesuiten genau überwacht und beeinflußt waren, bewies schon der Umstand, daß Pater Menca früher die Stelle ihrer Gesellschafterin vergeben hatte. Es war kein bestimmter Zweck, der den königlichen Beichtvater jetzt veranlaßte, selbst einzuschreiten, aber er glaubte doch, der Augenblick sei gekommen, wo die Vermittlung des guten Eustachio nicht mehr ausreiche. Ihm schien die Verbindung zwischen Luiz de Tavora und Teresa von Alvor wichtig und wünschenswerth genug, um selbst dabei die Hand im Spiele zu haben, und namentlich wünschte er

die kleine Margarita, die Vertraute Teresa's, persönlich kennen zu lernen. Luiz de Tavora war gutmüthig und dabei körperlich und geistig unbedeutend; Teresa zeigte sich fügsam und ergeben — da durfte es zweckmäßig sein, genau auf alles zu achten, was vorging, und womöglich alles selbst zu leiten.

Grade jetzt, wo der Name Carvalho wie ein ferne drohendes Gewitter sich am Horizonte zeigte, galt es mehr als je, die einflußreichsten Familien zusammenzuhalten und durch sie ein Gegengewicht zu erlangen.

Menca's Gesicht erheiterte sich daher wesentlich bei Margarita's Fügsamkeit und er fuhr viel zutraulicher fort zu reden.

„Der Posten," sagte er, „den ich für Deinen Bräutigam im Plane habe, eröffnet Euch nicht nur die Aussicht auf eine baldige Verbindung, sondern er gewährt zugleich die Hoffnung auf eine völlig sorgenlose und höchst angesehene Stellung; es handelt sich nur darum, daß Ihr Beide mit rechtem Dank gegen den Pater Eustachio und die Gesellschaft Jesu, der er angehört, Eure Herzen erfüllt und es nie vergeßt, daß es stets in unsere Macht gegeben ist, Euch ebenso zu verderben, wenn ihr der Gnade Gottes und seiner heiligen Kirche unwürdig würdet, wie wir Euch jetzt als treu ergebene Freunde derselben zu erheben vermögen, und damit Du weißt, weshalb uns soviel daran gelegen ist, die Heirath der jungen Gräfin von Alvor mit Luiz de Tavora zu Stande zu bringen, so will ich Dir sagen, daß es zur Aufrechterhaltung der Rechte unserer heiligen Kirche durchaus nothwendig ist, die Familien des höch-

sten und reichsten Adels unseres Landes auf das Engste zu verbinden, damit den ketzerischen Einflüssen, welche von der immer mehr überhand nehmenden Macht der Engländer diesem schönen Lande drohen, ein Ziel gesetzt werde. Du siehst also, daß es sich um die höchsten und heiligsten Interessen der Religion handelt, und daß Deine Beihilfe zu diesem frommen Werke Dir die Gnade Gottes für dieses und jenes Leben sichern wird."

Margarita war überrascht und dabei geschmeichelt; sie hätte nie geglaubt, daß sie eine so wichtige Rolle in der Welt zu spielen jemals bestimmt sei; um so eifriger versprach sie, den Wünschen des Paters unbedingt zu gehorchen, und gelobte auf sein Verlangen das tiefste Stillschweigen gegen Jedermann.

Als besondere Begünstigung verstattete ihr der Pater, ihrem Bräutigam zu sagen, daß wahrscheinlich eine Verbindung zwischen Teresa von Alvor und Luiz de Tavora zu Stande kommen würde und daß ihr für diesen Fall eine gute Aussteuer versprochen sei. Von der Aussicht auf einen einträglichen Posten für Manoel durfte sie vor der Hand weder diesem noch ihrer Mutter etwas sagen, da sonst, wie der Pater ihr sagte, die ganze Sache in Gefahr gerathen könnte.

Nachdem Margarita nochmals ihre völlige Verschwiegenheit und unbedingte Folgsamkeit zugesagt hatte, ertheilte ihr der Pater seinen Segen und verließ das Zimmer. Im Laden unterhielt er sich noch einige Zeit mit der geschäftigen Frau Minarda, die ihn dann unter unzähligen Höflichkeitsbezeugungen und dem tiefsten

Dank für die Gnade, die ihrem Hause wiederfahren, bis vor die Thür begleitete.

Sie that dann, als bemerke sie nicht, daß die Nachbarschaft neugierig und staunend dem geistlichen Herrn nachblickte. Mit würdevoll emporgehobenem Kopfe trat sie in ihren Colonialwaarenladen zurück, woselbst sie sofort ihre Tochter in's Verhör nahm. Margarita theilte ihr jedoch nur wenig von dem, was sie wußte, mit, und hielt sich dabei streng an die Befehle Menca's. Die Mutter merkte wohl, daß das Mädchen sich gegen sie zurückhielt, aber sie schwieg und dachte, es würde mit der Zeit schon an den Tag kommen, was den ehrwürdigen Herrn eigentlich in ihr Haus geführt habe.

Als Manoel bald darauf kam und Margarita ihm erzählte, daß ihre junge Gebieterin sich wahrscheinlich bald verloben und sie selbst bei dieser Gelegenheit in den Besitz einer reichlichen Aussteuer gelangen werde, gerieth er, anstatt sich zu freuen, in einen neuen Anfall von Verzweiflung darüber, daß es seinem Oheim und dessen Gönnern noch nicht gelungen sei, ihm die versprochene gesicherte Lebensstellung zu verschaffen, denn was half die Aussteuer, wenn die Heirath unmöglich blieb. Margarita biß sich auf die Lippen und schwieg, Manoel aber beschloß, noch einmal seinen Oheim zu bestürmen, damit dieser alles aufbiete, um ihn endlich an das Ziel seiner Wünsche zu bringen.

Inzwischen war der Pater Menca durch die enge Straße, in welcher Frau Minarda wohnte, geschritten und hatte rechts und links die ehrfurchtsvollen Grüße der Handwerker und kleinen Krämer, die darin wohnten,

mit herablassend freundlichem Kopfnicken erwiedert, dann war er auf einen freien Platz gelangt, wo die Kirche Santa Annunciata stand, vor deren Portal eine breite Treppe sich befand, die der gewöhnliche Sammelplatz der Armen, der Krüppel und zugleich der Faullenzer dieses Stadtviertels war.

Der Pater machte sich eben bereit, einige kleine Silbermünzen hervorzusuchen, um sie den auf der Treppe versammelten Bettlern zuzuwerfen, als er plötzlich tödtlich erschrocken und bleich wie der Tod auf ein Weib starrte, das sich zwischen der Gruppe der Bettler erhoben hatte. Mit der rechten Hand deutete das Weib heftig nach ihm hin, während sie zu einem neben ihr kauernden jungen Menschen sagte:

„Da ist er, fasse ihn fest in's Auge, Paolo, und merke Dir sein Gesicht, daß Du ihn immer wieder erkennst, wo Du ihn siehst, und ihn finden kannst, wenn er sich auch vor Dir verbergen möchte."

Menca war stehen geblieben. Das Weib, welches er auf den ersten Blick erkannt hatte, zeigte ein von Sorgen und Leidenschaften vor der Zeit gealtertes Gesicht, ihr Gewand war aus wenig ärmlichen Resten zusammengesetzt. Ebenso trug ihr Begleiter nur eine mangelhafte Kleidung, aber diese hinderte nicht, die wunderbare Schönheit des etwa achtzehnjährigen Jünglings erkennen zu lassen. Sein Kopf und die Züge seines Gesichts waren von classischer Schönheit, das glänzend schwarze Haar fiel in Locken um die weiße Stirn, und aus den Augen strahlte etwas von der Leidenschaft seiner Mutter, während der Mund und das Kinn Festigkeit

und Anmuth kund gaben. Vollkommen schön war sein Wuchs und die noch jugendlichen, aber doch schon kräftig entwickelten Glieder vereinten die Weichheit des Südländers mit der Muskelstärke nördlicher Naturen.

Wie festgebannt blickte Menca eine Weile auf den herrlichen Knaben, dann aber scheuchte ihn der Ausdruck des tiefen Hasses, der aus den Augen des Weibes und in gleicher Stärke aus den Blicken des Jünglings ihn traf, hinweg und er eilte, den Kopf gesenkt, mit unsicheren Schritten aus der Nähe des Gotteshauses, an dessen Schwelle ihm jene Gestalten wie ein Fluch entgegengetreten waren.

Das Weib zog darauf den Jüngling mit sich in das Innere der Kirche und suchte dort den entlegensten Winkel auf, wo sie sich mit ihm niedersetzte.

„Du hast ihn gesehen, mein Sohn, um dessentwillen wir hierher gewandert sind," sagte sie; „so erfahre denn nun, was mich veranlaßt hat, Dir seit Deiner Kindheit immer nur den Namen dieses einen Mannes zu nennen, wenn ich Dich den hassenswertheſten Menschen kennen lernen und Dich anspornen wollte, ihn dereinst zu strafen, für ein Verbrechen, was Dir bisher unbekannt war, was aber das Unglück meines und Deines Lebens verursacht hat."

Sie faßte die Hand ihres Sohnes und Paolo blickte ihr mit schwärmerischer Verehrung in die dunkeln Augen. Mit einem tiefen Seufzer begann sie darauf: „Deine Mutter war nicht immer das arme verstoßene Weib, welches sie jetzt ist und an meiner Wiege wurde es mir nicht gesungen, daß ich dereinst als Bettlerin

vor der Thür der Kirche sitzen würde. Mein Vater war einer der reichsten Männer des Landes, aber auch leider einer der verachtetsten, denn er war ein Jude. Als die Diamantgruben von Brasilien entdeckt worden waren und dadurch die unermeßlichen Schätze und Reichthümer, welche Portugal fortwährend von jenseits des Meeres bezog, sich beträchtlich vermehrten, da steigerte sich der Neid, welchen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu von jeher gegen die Juden, als die am meisten handeltreibenden Männer des Königreichs, fühlten, so sehr, daß sie eine zeitlang alle die alten Mittel, die sie von jeher so geschickt zu handhaben wußten, auf's neue in Anwendung brachten, um die besten Vortheile aus den neuen Quellen des Reichthums und durch diesen die Macht an sich zu bringen. Was galt ihnen, die seit so vielen Jahren aus dem Handel, den sie mit den unglücklichen Bewohnern fremder Gegenden, die sie als Sclaven verkauften, betrieben, unermeßliche Summen gewonnen hatten, das Wohl und das Leben eines von ihrer Religion Verdammten: sie erkannten das Menschenthum nicht in den unglücklichen Wilden an und verfolgten es ebenso auf die grausamste Weise in jedem Andersgläubigen. Mein Vater wurde eines ihrer Opfer. Er verfiel der Inquisition, sein Vermögen wurde confiscirt, die Mutter starb und mich brachte man nach dem Kloster Odivalos, wo ich auf Befehl des heiligen Officiums in der christlichen Lehre unterrichtet und getauft wurde. Mein Lebensplan war mir vorgezeichnet. Um den Schein zu wahren, hatte man eine geringe Summe als Mitgabe in den Klosterschatz gezahlt und

ich war zur Nonne bestimmt worden. Aber die frühesten Eindrücke meiner Jugend verwischten sich nicht so leicht, und obgleich ich äußerlich Christin schien, so hing ich doch im Herzen an dem Andenken meines Vaters und konnte mich nicht entschließen, den Glauben meiner Vorfahren als ein greuelhaftes Vergehen zu verfluchen. So wuchs ich heran und Gott, der mich in meiner ersten Kindheit schon so schwer geschlagen hatte, wollte es nicht, daß ich mein Leben in Ruhe und Zurückgezogenheit verbringen sollte; seine Hand zog mich an das Licht, indem sie mir das unheilvolle Geschenk einer verführerischen Schönheit verlieh. Damals war der Mann, den ich Dir vorhin gezeigt, Beichtvater des Klosters Odivalos. Er war Mitglied der Gesellschaft Jesu und hatte durch Reisen und den Umgang mit vielerlei Menschen eine große Gewandheit sich erworben; auch war sein Aeußeres einnehmend und imponirend. Es gelang ihm, den tiefen Haß meiner Seele gegen Seinesgleichen zu bekämpfen, auch verleugnete sich in mir nicht das heiße Blut meines Volkes und er war der einzige Mann, mit dem wir Nonnen in Berührung kamen. Ich brach das Gelübde, welches ich ohnehin nie aus eigenem Willen geleistet haben würde und gab mich dem Verführer mit ganzer Seele hin. Ich liebte ihn wahrhaft und im Rausche dieses Gefühls vergaß ich die kalte Vorsicht und entdeckte ihm die tiefsten Gedanken meines Herzens. Er wußte, daß ich den Glauben meiner Väter zwar abgeschworen hatte, aber daß ich demselben nicht zu fluchen vermochte, sondern der Erinnerung an meine Kindheit ein treues Gedächtniß bewahrt

hatte, ihr im Herzen zugethan geblieben war und mich gern an die frommen Gebräuche und heiligen Ueberlieferungen des ehrwürdigen Hebräervolks erinnerte.

„Nach einiger Zeit ereilte uns das Verhängniß und ich fühlte, daß ich die Frucht der unseligen Liebe zu dem falschen Manne unter dem Herzen trug. Verzweiflungsvoll entdeckte ich mich ihm, und er, dem ich Alles geopfert hatte, dachte von diesem Augenblicke nur daran, sich vor dem Schicksale der Entdeckung und den damit verbundenen schweren Strafen zu retten.

„Er bewirkte einen Befehl des heiligen Officiums, in Folge dessen ich, als des Judaismus verdächtig, verhaftet wurde. Ich wurde zu harten Bußstrafen verurtheilt und mußte einem damals gerade stattfindenden Autodafé in der Kleidung der Verurtheilten beiwohnen, worauf ich in das Kloster zurückgeschickt wurde. Hier aber hatte inzwischen der teuflische Verführer die andern Nonnen so sehr gegen mich aufgehetzt, daß sie erklärten, mein Ordensgelübde sei ungiltig, und sie könnten keine Gemeinschaft mit mir haben. Der Cardinal Inquisitor, welcher den eigentlichen Zusammenhang nicht ahnen konnte, ertheilte den Nonnen den Befehl, mich wieder aufzunehmen; sie waren jedoch nicht willens, sich dieser Entscheidung des Cardinals zu unterwerfen und beschlossen, gemeinschaftlich auszuziehen, dem Könige sich zu Füßen zu werfen und von ihm Gerechtigkeit gegen den Cardinal zu verlangen. Die Erbitterung, in welche sie der schändliche Beichtvater gegen mich gebracht hatte, war so groß, daß sie sämmtlich, hundertvierzig an der Zahl, aus dem Kloster Odivalos zu dem

Könige ziehen wollten und mit einem emporgehobenen Kreuz an der Spitze ihres Zuges wirklich aus dem Kloster ausrückten.

„Unterdessen hatte der König von der Sache vernommen und fertigte einen Beamten mit einiger Reiterei ab, um die Weiterreise der aufrührerischen Klosterfrauen zu verhindern und sie gutwillig zu meiner Wiederaufnahme zu bestimmen. Diese aber beharrten bei ihrem Vorhaben und anstatt sich in ihr Kloster zurückzuziehen, entschlossen sie sich, im Palaste der Gräfin von Rio, eine Meile von dem Kloster entfernt, zu verweilen, bis der König sich anders besonnen habe. Zwei Tage verweilten sie im Palaste der Gräfin und als der König befahl, sie mit Gewalt zum Rückzuge zu nöthigen, verbarricadirten sie sich im Palaste, warfen Steine und was ihnen sonst zur Hand war durch die Fenster auf die königlichen Soldaten, bis diese zuletzt die Thüren gewaltsam aufbrachen, die widerspenstigen Nonnen in die Arme nahmen und mit Gewalt in die königlichen Kutschen setzen mußten, mit welchen sie dann in ihr Kloster zurückgebracht wurden. Du kannst Dir denken, mein Sohn, welch' ein Leben nun für mich begann.

„Ich sah voraus, daß die Geburt eines Kindes mich dem martervollsten Tode überliefern würde, und daher beschloß ich, die herzlosen Nonnen von meiner Gegenwart und den elenden Beichtvater von der Angst, die der Feigling nur seines Schicksals wegen empfand, zu befreien.

„Bettelnd und bei gutherzigen Menschen die niedrigsten Arbeiten um geringen Lohn verrichtend, schleppte

ich mich von Ort zu Ort. Mein Elend erreichte den höchſten Grad, als Du geboren wurdeſt. Mildthätige Bauern ſchützten mich und Dich vor dem Verkommen, und als ich wieder geneſen war, wanderte ich nach Spanien, wo ich ſeitdem, wie Du weißt, ein Leben voll Noth und Entbehrungen führte, mich und Dich durch meiner Hände Arbeit ernährend."

Als das Weib bis hierher geredet hatte, hielt ſie einen Augenblick ein und ſchluchzte wie überwältigt von ihren Erinnerungen.

Krampfhaft hatte der junge Mann ihre Hand feſtgehalten und die Röthe der Entrüſtung war mehr und mehr auf ſeine Wangen geſtiegen. Jetzt öffnete er den Mund, um ſeinen Empfindungen Worte zu geben, aber bevor er dazu kam, unterbrach ihn ſeine Mutter, indem ſie ſagte:

„Es iſt noch nicht alles, was Du wiſſen mußt. Die Mutterliebe überwand alle eig'nen Gefühle der Wuth und des Haſſes, und als Du fünf Jahr alt warſt, kehrte ich nach Portugal zurück, denn ich hatte erfahren, daß der ehemalige Beichtvater des Kloſters Odivalos ein einflußreicher Mann geworden ſei; ich hegte die thörichte Hoffnung, er werde ſich Deiner annehmen und Dich dem Elende entreißen, dem ich einmal unrettbar anheimgefallen war. Wähnte ich doch, daß der Anblick ſeines Kindes, das ſo ſchön war, das Herz des ſteinernen Mannes erweichen werde! Aber ich hatte mich abermals getäuſcht. Er jagte mich von der Schwelle ſeines Hauſes fort und drohte mir, der entlaufenen Nonne, die ihr Gelübde gebrochen und ſich

dabei der Ketzerei schuldig gemacht habe, mit der Inquisition und dem Feuertode. Hörst Du's, er drohte mir, die er elend gemacht hatte, mit dem Tode, weil ich für Dich sein steinernes Herz zu erweichen suchte. Ich kehrte zurück in das Elend, aber von dem Augenblicke an hatte ich nur ein Ziel, das ich Dir täglich zeigte, das Ziel der Rache."

Heftig erhob sich Paolo, als seine Mutter geendet hatte, und zog fast gewaltsam diese von ihrem Sitze empor. Sie befanden sich in einer abseits gelegenen kleinen Nebencapelle der Kirche. Er erstieg die Stufen zu dem Altar, der dort stand, und indem er seinen linken Arm um die fragend zu ihm aufsehende zitternde Mutter schlang, legte er zwei Finger der rechten Hand an das Crucifix, welches den Altar schmückte, und mit einer Stimme, die vor innerer Erregung fast heiser klang, sagte er: „Hier schwöre ich Dir, Mutter, Dich und mich zu rächen. Nicht das Blut des Mannes will ich vergießen, der mein Vater ist und es nicht sein darf, weil er sich der Kirche geweiht hat. Es gibt mehr als eine Rache und Gott wird mir den Weg zeigen, auf dem ich meinen Schwur lösen kann. Wir sind jetzt arm und verstoßen, aber wenn es Gott will, so erhebt er uns aus der Niedrigkeit und läßt uns über unsere Feinde triumphiren."

Hierauf preßte der Jüngling seine Mutter innig an die Brust. Sie umschlang ihn mit Zärtlichkeit und Stolz und vergoß Thränen der Liebe an seinem Herzen.

Viertes Capitel.

Als Carvalho von seinem Gesandtschaftsposten in England zurückberufen wurde, was auf sein Nachsuchen geschah, schien es eine zeitlang, als ob er sich den Jesuiten nähern wollte, und es ist dies am Ende glaublich, wenn man bedenkt, wie fest das aufstrebende England damals das reiche Portugal unter seinem Einfluß hielt und welche unermeßlichen Summen das stolze Albion aus dem reichen Lusitanien zog.

Mit England rivalisirten die Jesuiten; sie zogen aus den überseeischen Besitzungen des Königs von Portugal große Summen und es wäre nicht undenkbar, daß Carvalho zuerst die Engländer mit Hilfe der Jesuiten zu bekämpfen gedachte, bevor er Portugal von seinen inneren Feinden, den jesuitischen Blutsaugern, zu befreien suchte.

Carvalho war bereits ein Mann von nahe an fünfzig Jahren, voll Ehrgeiz und geistiger Ueberlegenheit. Durch seinen Oheim, den Cardinal Motta, war er an den Hof König Johanns gekommen; aber kaum hatte er dort angefangen, sich durch seine persönlichen

Eigenschaften und hervorragenden Kenntnisse dem Könige nützlich zu machen, als der hohe Adel ihn unerbittlich verfolgte und zu verdrängen suchte.

Als der Sohn eines kleinen Landedelmannes sahen die Grafen und Herzöge des Königreichs in ihm nur einen Emporkömmling, von dem sie kein Eingehen auf ihre eigenen Pläne, kein Verständniß für den Geist ihrer Kaste hofften, und da sie ihn fürchten zu müssen glaubten, so haßten sie ihn tödtlich.

Dieser Haß steigerte sich, als es dem schönen und geistreichen Manne gelang, das Herz einer jungen Wittwe aus den höchsten Kreisen, Donna Teresa de Noranha, einer Nichte des Grafen von Arcos, zu gewinnen. Trotz der größten Hindernisse und Schwierigkeiten reichte ihm Teresa ihre Hand. Sie würde dies bei aller Festigkeit ihres Charakters nicht durchgesetzt haben, wenn nicht die Königin dem Carvalho günstig gestimmt gewesen wäre. Es währte jedoch nur kurze Zeit, so starb die von ihrem Gatten angebetete Teresa mit allen Anzeichen einer Vergiftung.

Carvalho's Schmerz und Verzweiflung kannte keine Grenzen und sein Oheim bot alles auf, um ihn aus Portugal zu entfernen, da noch nicht abzusehen war, wozu ihn Kummer und Wuth unter den vorliegenden Umständen treiben würden. Ein Ausweg bot sich dem Cardinal, als der Botschafterposten in England ledig war.

Der König sandte Carvalho als Botschafter nach London, und sein starker Geist rang sich aus den schrecklichen Erfahrungen seiner Jugend empor zu einem

der klarsten, ruhigsten und thatkräftigsten Staatsmänner seiner Zeit. Er studirte Englands Geschichte, Verfassung und Gesetzgebung mit eisernem Fleiße und zog aus dem Anblick der Gewerbe, des Handels und der Seemacht Englands die reichsten Erfahrungen.

Kaum war Carvalho in Lissabon wieder angekommen, so arbeiteten die Jesuiten daran, ihn von dort wieder zu entfernen, und sein Oheim wünschte dies, der Sicherheit Carvalho's wegen, ebenfalls.

Da grade eine kirchliche Streitigkeit zwischen der Kaiserin Maria Theresia und dem Pabst Benedict XIV. ausgebrochen war, so wählten die beiden Parteien den König von Portugal zum Vermittler und dieser sandte, wohl nicht ohne die Veranlassung des Cardinals, Carvalho nach Wien, wo er sich die Achtung und die Gunst der großen Kaiserin gar bald in hohem Grade erwarb.

Eines Tages befand sich Carvalho in einem Vorzimmer in der kaiserlichen Burg zu Wien und wartete auf das Erscheinen der Kaiserin, um ihr seinen Dank dafür auszusprechen, daß sie seine Bewerbung um die Hand der Tochter des gefeierten Feldmarschall Daun befürwortet hatte.

Ein so gewiegter Diplomat wie Carvalho fand sich namentlich zu tüchtigen Feldherren hingezogen, bei denen er eine Ergänzung seiner Natur fand, indem sie praktisch das auszuführen geeignet waren, was sein umfassender Geist entwarf. So war in Wien zwischen ihm und dem Generalfeldmarschall Daun eine aufrichtige Freundschaft entstanden, und in Folge deren erwachte

in seinem lange Zeit verödeten Herzen noch einmal der Frühling einer neuen Liebe zu der liebenswürdigen Constanze, der Tochter Dauns. Maria Theresia begünstigte diese Verbindung.

Carvalho harrte im Vorzimmer auf das Erscheinen der Kaiserin, als sich plötzlich zwei frische Kinderstimmen vernehmen ließen, und indem die Portière, welche den Eingang in das anstoßende Zimmer verhüllte, ein wenig zurückgeschlagen wurde, kamen zwei allerliebste Kinder fröhlich lachend hereingesprungen. Als sie jedoch den Grafen erblickten, blieben sie verblüfft stehen und sahen bald sich gegenseitig, bald jenen an.

Gleich darauf wurde mit einem kräftigen Zug die Portière vollständig zurückgeschlagen, eine schöne stattliche Frau mit höchst einnehmenden und dabei würdevollen Zügen erschien auf der Schwelle.

Ein Lächeln der reinsten Mutterfreude überstrahlte ihr Gesicht, als sie den Kindern freundlich drohend zurief: „Wo wollt Ihr hin, Ihr wilden Kinder, schämt Ihr Euch nicht vor dem Herrn Grafen Carvalho; geschwind, gebt dem Herrn Grafen die Hand und dann marsch! wieder hinaus.“

Die Kinder reichten mit freundlicher Zuthunlichkeit Carvalho ihre Händchen und liefen dann wieder in das anstoßende Zimmer zurück, während Maria Theresia hereintrat und den ehrfurchtsvollen Gruß Carvalho's mit einem freundlichen Kopfnicken erwiederte.

Maria Theresia gab darauf Carvalho einen Wink, ihr zu folgen, und indem sie wieder mit raschem Griff, noch ehe Carvalho ihr zuvorkommen konnte, die Por-

tière zurückschob, trat sie in das anstoßende Gemach, welches ihr Arbeitscabinet war.

Die Kinder hatten sich dort inzwischen auf dem Teppich spielend umhergetrieben und als nun die kaiserliche Mutter zu ihnen sagte: „Setzt Euch ruhig hin und verhaltet Euch fein still!" nahmen sie auf ein paar niedrigen Polsterstühlen Platz und machten ganz ernsthafte Gesichter.

Darauf wendete sich die Kaiserin zu Carvalho und indem sie sich niedersetzte sagte sie:

„Ich freue mich von Herzen, daß Constanze Daun, das gute Mädchen, einen so wackern Mann bekommt und auch für Sie, Herr von Carvalho, ist es mir lieb, daß Sie nach so vielen bittern Erfahrungen wieder ein treues Weib in ihr Haus führen, und zwar grade unsere Constanze, die sich so recht dazu eignet, einen Mann wie Sie glücklich zu machen."

Sie hielt ihm die Hand hin, welche er heftig bewegt an seine Lippen drückte; dann fuhr sie fort: „Für die Hochzeit werde ich selbst sorgen, das habe ich dem Vater Daun schon gesagt, denn man soll wissen, daß ich mich über diese Verbindung freue und in Ihnen einen Mann achte, wie es jetzt wenige gibt. Wären Sie kein so eingefleischter Portugiese, so würde ich Sie hier bei mir festzuhalten suchen; das habe ich auch meinem Gemahl schon gesagt und er stimmt mir darin bei. Aber es ist schön von Ihnen, daß Sie Ihr Vaterland so lieben, trotzdem, daß man Sie dort nicht nach Verdienst zu schätzen scheint. Ich weiß es dem König Johann groß Dank, daß er einen so tüchtigen Mann zur

Vermittlung der Streitfragen zwischen uns und dem heiligen Vater erwählt hat, aber wenn ich an Ihres Königs Stelle wäre, so würde ich Ihnen in meinen eigenen Angelegenheiten mein Vertrauen schenken, denn so wie ich Sie kennen gelernt habe, sind Sie grade der rechte Mann, um das arme Portugal, das so reich von Gott gesegnet ist, den Menschen gegenüber wieder zu Ehren zu bringen."

„Verzeihung, kaiserliche Majestät," erwiederte Carvalho, „wenn ich meinen gnädigen Herrn in diesem Punkte ganz frei sprechen muß. Nicht der König verkennt mich, sondern seine Rathgeber setzen mich bei ihm in ein unrechtes Licht. Die Patres Jesu sind es, die mir das Wohlwollen meines gnädigsten Herrn mißgönnen."

Maria Theresia sah rasch auf und eine Wolke des Unmuths umzog ihr Gesicht.

„Sind Sie auch ein Gegner der Jesuiten?" frug sie verdrießlich; — „das hätte ich von Ihnen nicht gedacht."

„Es sollte mir leid thun, wenn irgend etwas meiner allergnädigsten Gönnerin an mir mißfiele," entgegnete Carvalho; „aber ich kann meine Ueberzeugung nicht ändern und grade der Portugiese, der sein Vaterland liebt und die Ursachen kennt, die dasselbe verderben könnten, ist nicht im Stande, die Gesellschaft Jesu frei zu sprechen von den Anklagen, die sich von vielen Seiten gegen sie erheben."

Die Kaiserin stand auf und ging rasch einige Male im Zimmer auf und ab.

Dann blieb sie vor Carvalho stehen und sagte:

„Ich bin nicht taub für die vielen Klagen, die von allen Seiten gegen die Jesuiten laut werden, aber ich bin auch keine Gegnerin der Gesellschaft Jesu. Noch bin ich es nicht. Lassen Sie uns einmal über die Sache reden. Was werfen Sie den Patres vor?"

„Eure kaiserliche Majestät fragen und ich muß antworten," versetzte Carvalho; „ich sage daher, daß die Gesellschaft Jesu unter dem heuchlerischen Vorgeben der Verfolgung geistlicher Zwecke das grade Gegentheil beabsichtigt, nämlich die weltliche Herrschaft über die Erde."

„Das ist die Verdächtigung, die man dem Orden macht," entgegnete die Kaiserin; „aber womit wollen Sie dieselbe beweisen?"

„Nirgend liegen mehr Beweise, als in meinem unglücklichen Vaterlande," erwiederte Carvalho, „und wenn Eure kaiserliche Majestät auf unsere südamerikanischen Besitzungen blicken wollten, so würden sich dort noch mehr Beweise finden. Ganz harmlos und unscheinbar hat die Gesellschaft in Paraguay bereits ihre weltliche Herrschaft begonnen und man wird sehen, wie sie von dort aus ihre Fangarme weiter und immer weiter nach dem Besitze von Ländern ausstreckt. Ueberall sind ja schon die Vorposten ausgestellt."

Die Kaiserin schwieg eine Weile. Dann sagte sie kurz: „Ich schätze in Ihnen den offenen, biederen Charakter, Ihre Worte fallen bei mir nicht auf unfruchtbares Erdreich, wenn ich mich auch nicht von der Wahrheit Ihrer Ansicht in Bezug auf diesen Punkt über-

zeugen kann. Lassen wir es gut sein und denken wir an Ihre Hochzeit."

Carvalho dankte der hohen Frau für die gnädige Gesinnung, die sie gegen ihn zu erkennen gegeben hatte und sagte ihr, daß er jeden Tag gefaßt sein müsse, zur Vermählung des Prinzen von Brasilien nach Lissabon zurückberufen zu werden, worauf Maria Theresia entgegnete:

„Ei, da müssen wir uns ja eilen und die Hochzeit bald ausrichten; heute noch will ich dem Feldmarschall Daun sagen, daß alles in acht Tagen fertig sein soll, ist Ihnen das recht, Herr von Carvalho?"

Carvalho konnte nur auf's neue seinen Dank ausdrücken. Die Kaiserin verabschiedete ihn darauf mit den gnädigsten Worten und als Carvalho, bevor er das Gemach verließ, auch den beiden Kindern eine tiefe Verbeugung machte, sagte die Kaiserin zu diesen: „Geht hin und gebt dem Herrn von Carvalho die Hand!" worauf die Kleinen zu ihm gelaufen kamen und ihm ihre zarten Händchen reichten, die er ebenfalls an seine Lippen drückte.

Kaum hatte Carvalho das Gemach verlassen, als Maria Theresia der Bedienung klingelte und darauf den Hofmarschall zu sich kommen ließ, dem sie den Befehl ertheilte, sich zu dem Feldmarschall von Daun zu begeben und mit diesem wegen der Hochzeit seiner Tochter sofort Rücksprache zu nehmen.

Die Hochzeit wurde denn auch mit höchster Pracht und unter Anwesenheit der Kaiserin und ihres Gemahls, der damals schon als römisch-deutscher Kaiser gekrönt

war, gefeiert. Constanze von Daun war ebenso ausgezeichnet durch Verstand und Herzensgüte, wie einnehmend in der Erscheinung. Ihr sanftes Wesen und ihr echt weiblicher Charakter waren ganz geeignet, sie an der Seite eines Mannes glücklich zu machen, dessen vorgeschrittene Jahre und trüben Erfahrungen ihn nur noch in rastloser Thätigkeit und ernsten Gedanken einen Lebenszweck finden ließen.

Wenige Tage nach der Hochzeit kam denn auch schon die Abberufung Carvalho's an, die Vermählung des Prinzen von Brasilien sollte beschleunigt werden, weil der König Johann in der letzten Zeit wieder heftig an seinen epileptischen Zufällen gelitten hatte und augenblicklich eine Periode der Ruhe bei ihm eingetreten war, welcher die Aerzte nicht recht trauten.

Carvalho verließ also mit seiner jungen Gattin das ihm in vieler Beziehung liebgewordene Wien und Constanze, die auch äußerlich eine echte Deutsche mit sanften blauen Augen und reichem blonden Haarschmuck war, zog vertrauensvoll mit ihm nach ihrer neuen Heimath.

Fünftes Capitel.

Kehren wir wieder nach Portugal zurück, jenem ſchönen Lande, welches von der Natur ſo reich begünſtigt iſt. Der Reichthum des eigenen Erdreichs, die Pracht der Scenerie und die Nähe des Meeresufers, von wo, namentlich vor der Entdeckung Amerika's, der Sinn ſo leicht in das Unendliche ſchweifte und ſich ein ſchwer erreichbares Wunderland ausmalte, deſſen Zugang von Gefahren und Hinderniſſen aller Art bedräut ſei, bildeten von früh an den Geiſt der Bewohner zu phantaſtereichen Plänen aus und entwickelten die kühne Abenteuerluſt in hohem Grade.

Da träumte man von Ländern, in denen alle Koſtbarkeiten der Erde aufgehäuft ſeien, aber man wähnte dieſe Schätze bewacht von Rieſen und Dämonen, und an ſolchen Sagen wuchs der Muth und der Trieb in's Weite bei Jung und Alt. Nach und nach gelang es einzelnen kühnen Seehelden, die Ferne zu durchforſchen, und wenn auch die Wirklichkeit hinter den geträumten Erwartungen zurückblieb, ſo waren die Reſultate dieſer Entdeckungsreiſen doch immerhin wichtig und lohnend

für den Einzelnen sowie für das ganze Volk. So lange es noch ganze Welttheile zu entdecken gab und die Gestalt der Erde noch eine bloße Vermuthung war, zogen grade die portugiesischen Unternehmungen die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich und die unermeßlichen Reichthümer, welche von allen Seiten dem Mutterlande aus den fernsten Welttheilen zuflossen, umgaben für lange Zeit das schöne Land selbst mit einer Art wunderbarer Glorie.

Aber diese poesievolle und große Zeit hatte ihren traurigen Rückschlag. Während die Bewohner Portugals sich gewöhnten, Ruhm und Besitz im fernen Welttheil zu suchen, vernachlässigten sie die Heimath, und im Rausche des hochfliegenden Selbstgefühls boten sie andern minder poetischen, minder ehrgeizigen, dafür aber klügeren und umsichtigeren Nationen Gelegenheit, die Vortheile an sich zu reißen, welche ihnen selbst zukamen. Spanien, Frankreich und England bemühten sich um die Wette mit der Schlauheit des erfahrenen Kaufmanns das von seinem Ruhm trunkene Portugal seiner Erwerbungen zu berauben, und namentlich gelang es dem besonnenen Kaufmannsgeist der Söhne Albions, die ohnehin nicht sehr zum Gewerbfleiße neigenden Portugiesen für sich auszubeuten.

Anfänglich handelte es sich nur darum, daß die Engländer in ihrer gewerbtreibenden Bevölkerung das beste Mittel fanden, um das Gold der reichen Lusitanier gegen Bedürfnisse aller Art einzutauschen. Nach und nach verschafften sie sich Monopole, und die herbeigeführte Unthätigkeit der Bevölkerung Portugals auf

allen Gebieten des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe begünstigte die kaufmännischen Unternehmungen der schlauen Engländer, machte sie den Portugiesen immer unentbehrlicher und wirkte zerstörend auf das ganze dortige Volksleben. Die unternehmenderen Naturen suchten in Brasilien oder andern Colonien rasch zu Besitz zu gelangen und da auch die Geistlichkeit, namentlich die Gesellschaft Jesu, alles dazu beitrug, um die Schlüssel zu den Schätzen der fremden Welttheile aus Portugals Händen zu winden, so befand sich der Staat bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf einer Stufe arger Zerrüttung.

Das Heerwesen befand sich in einem ganz verwahrlosten Zustande und der Soldat kannte weder Disciplin noch Ehrgefühl. Dagegen waren unzählige Mönche und Geistliche aller Art im Lande, die soviel als möglich Vortheil aus der bestehenden Zerrüttung der Verhältnisse zogen.

Wenige Männer in Portugal begriffen die Lage ihres Vaterlandes so vollständig wie Carvalho.

Das Haus Braganza war noch zu jung auf dem Throne, um den höchsten Adelsgeschlechtern genügend imponiren zu können, daher kam es, daß der König an den ihm zunächst stehenden Familien eher Feinde als Anhänger hatte.

Die Geistlichkeit, die damals grade in Portugal hauptsächlich im Jesuitismus ihren Mittelpunkt fand, ging ihren eigenen selbstsüchtigen Weg und somit stand eigentlich der König seinem Volke allein gegenüber und doch war er von demselben völlig getrennt.

Carvalho hatte sich nun die Aufgabe gestellt, der Vermittler zwischen König und Volk zu sein. Darum haßte ihn der Adel, und die Geistlichkeit fürchtete ihn.

Die Gemahlin des Königs Johann war eine österreichische Prinzessin und viel verständiger als ihr Gemahl, der in unsinniger Verschwendung seinen Neigungen fröhnte und sich ganz von der Geistlichkeit leiten ließ.

Als Carvalho nun von seiner Wiener Mission nach Lissabon zurückkehrte, konnte es ihm nicht verborgen bleiben, daß dort bereits ein Umschwung zu seinen Gunsten sich vorbereitete. Die zunehmende Kränklichkeit des Königs gab der Königin mehr Macht, und ein einflußreicher Mann, der schon erwähnte Cardinal Motta, einer der wenigen Geistlichen, die sich vom Jesuitismus fern hielten und nur durch ihre wahrhaft würdevolle Lebensweise das Vertrauen der besserdenkenden Partei besaßen, wußte sich namentlich das Wohlwollen der Königin zu erwerben und zu erhalten. Er war ein Oheim mütterlicherseits von Carvalho und hatte nicht versäumt, die günstigeren Verhältnisse zu benutzen, um seinem Neffen den Boden für seine Pflanzungen vorzubereiten.

Die Vermählungsfeier des Prinzen von Brasilien mit der Tochter Philipps V. von Spanien wurde mit der größesten Pracht gefeiert.

Es war im Frühling und die entzückende Lage der Stadt, die wundervolle Scenerie der Natur, alles erhöhte die freudige Stimmung, welche die Bewohner Lissabons in diesen Tagen erfüllte.

Den großen Festlichkeiten, welche bei Hofe stattfanden, schlossen sich Volksbelustigungen an, und am Abende

des Hauptfesttages gab es eine glänzende Beleuchtung der Stadt und des Hafens, wobei geschmückte Barken mit bunten Lampen auf dem klaren Wasser des Tajo sich wiegten.

Freudige Zurufe und heitere Scherzreden erschallten von Barke zu Barke; viele der vornehmeren Bewohner der Stadt waren in reichen Verkleidungen erschienen und die meisten der Damen trugen eine Halbmaske vor dem Gesichte. Alles dies trug nur dazu bei, den Reiz der belebten Scene zu erhöhen und die Lebhaftigkeit der südlichen Naturen zu einer außerordentlichen Höhe zu steigern.

Teresa von Alvor, die kaum Genesene, nahm mit ihrer Mutter und einigen Freunden ihres Hauses in einer schön geschmückten Barke Theil an der allgemeinen Freude. Jener Ball bei Hofe, der so schlimme Folgen für ihre Gesundheit gehabt hatte, war die einzige Gelegenheit gewesen, bei welcher das kaum der Kindheit entwachsene Mädchen in die Welt getreten war, und heute wagte sie es zum ersten Mal wieder, sich der Freude des Festes hinzugeben und den schönen Abend im Freien und auf der wogenden Fluth des Flusses zu verbringen. Sie hatte die Erinnerung an jenen Abend im königlichen Schlosse zwar nicht verloren, aber die Einzelnheiten erschienen ihr nicht mehr so bedeutend, wie kurz nach dem Ereignisse selbst. Während des ganzen langen Winters war sie schwer krank gewesen; die zärtlichste Sorgfalt ihrer Mutter und die liebevollste Pflege Margarita's hatten ihre Leiden oft gemildert,

und von allen Seiten waren ihr Beweise der Antheilnahme und des Wohlwollens zu Theil geworden.

Namentlich hatte sich die Familie Tavora mit der zartfühlendsten Aufmerksamkeit um sie bemüht, die Marqueza war selbst häufig an ihrem Krankenbette gewesen, und kaum wendete sich Teresa's Zustand zur Besserung, so theilte ihr ihre Mutter mit, daß Luiz de Tavora sie liebe und sich mit ihr zu verloben wünsche.

Teresa hörte diese Mittheilung ziemlich gleichgiltig an; sie war noch zu wenig ihrer vollen Kraft wieder mächtig, um irgend einen Einwand zu wagen. Seit Monaten daran gewöhnt, Andere für sich sorgen und denken zu sehen, kam sie auch jetzt nicht auf den Gedanken, daß sie einen eigenen Willen äußern und sich dem Willen ihrer Mutter widersetzen könne, und da sie aus dem Tone, womit diese ihr die Bewerbung des jungen Tavora meldete, abnehmen konnte, daß diese Verbindung ihre Zustimmung habe, so entgegnete sie nichts darauf und dachte, sie wolle sich in alles das ergeben, was ihre Mutter für sie beschlossen habe.

Als dann wieder einige Zeit vergangen war und Teresa's Gesundheit sich noch mehr befestigt hatte, kam die Mutter noch einmal auf den Antrag des jungen Tavora zurück.

Diesmal empfand Teresa eine Art Abneigung, die sich bestimmter zu erkennen gab, da sie jedoch die Mutter nicht betrüben wollte, so hoffte sie, bei der ihr treu ergebenen Margarita ein Verständniß für ihr Gefühl zu finden. Sie wollte sich aussprechen und es war ihr, als würde sie dadurch in sich selbst klarer und fester

werden, um dann der Mutter mit einer entschiedenen Meinung entgegentreten zu können.

Bei Margarita fand Teresa jedoch keine Unterstützung für ihre Abneigung gegen den jungen Tavora; das Mädchen schilderte ihr mit dem größten Eifer die Vorzüge, welche sie an dem jungen Marquez entdeckt haben wollte und die Annehmlichkeiten, welche sie durch diese Verbindung erringen würde und hielt es für ganz unmöglich, daß sie dem Wunsche ihrer Mutter in dieser Angelegenheit widerstreben könne.

Teresa fühlte mit tiefer Betrübniß, daß überall, wo sie sich über ihre Gefühle aussprechen wollte, ihr eine andere Ansicht als die ihrige entgegentrat. Sie war noch so erfüllt von Dank für die Sorgfalt, die ihr während ihrer Krankheit zu Theil geworden, und sie hätte lieber ihr Leben geopfert, als daß sie eine der Personen betrübt hätte, die so lange Zeit sich nur für sie bemüht und um sie bekümmert hatten. Sie widersprach daher nicht, als die Mutter ihr wieder von der Verlobung mit Luiz de Tavora sprach. Sie ließ es geschehen, daß die Marqueza sie als die zukünftige Gattin ihres Sohnes in die Arme schloß, und sie willigte endlich ein, daß der ihr bestimmte Bräutigam selbst kommen und sich ihr gegenüber bereits als ihr Verlobter benehmen durfte.

Dies alles fiel in die Zeit, als die Vorbereitungen zu den großen Vermählungsfeierlichkeiten des Kronprinzen stattfanden. Seine Verlobung war während der ersten Zeit von Teresa's Krankheit bekannt geworden, und diese hatte damals die Nachricht kaum

beachtet. Auch jetzt noch schenkte sie allen diesen Vorgängen wenig Aufmerksamkeit und als Luiz de Tavora ihr am Abende der Vermählungsfeier zum Einsteigen in die Barke die Hand reichte, da freute sie sich wohl recht innig, den schönen Abend im Freien verleben zu können, aber das Gewühl der Menge und der Jubel des Festes war ihrer innern Stimmung nicht sehr entsprechend.

Die Barke glitt leicht und rasch über die von den Strahlen unzähliger Lampen schimmernden Wellen des Tajo dahin. Wie die meisten Damen der bessern Gesellschaft, welche bei dieser Gelegenheit sich unter das Volk mischten, trug Teresa eine Halbmaske, und unter dem Schutze der Verborgenheit konnte sie sich um so freier alles, was um sie her vorging, betrachten. Als die Barke eine Weile zwischen den andern kleinen und größern Fahrzeugen hingefahren war, kam sie ganz in die Nähe einer andern kleinen Barke, in welcher sich einige junge Leute befanden, welche, während sie ruderten, einen Gesang aus der grade damals mit großem Enthusiasmus in Lissabon aufgenommenen Oper „Camoens" vortrugen. Der nationale Gegenstand des Textes dieser Oper hatte ihr einen raschen Eingang in das Volk verschafft, aber die Musik, welche von Piccini componirt war, enthielt auch große und hinreißende Schönheiten.

Namentlich erregte bei jeder Darstellung eine große Arie des Camoens, in welcher der Held seine Sehnsucht nach dem schönen Portugal ausdrückte, große Sensation, und der berühmte Sänger Belasco, den der König

Johann mit dem damals ungeheuren Gehalt von sechzigtausend Francs engagiren ließ, war grade durch diese Arie so populär in Lissabon geworden, daß Jedermann beim Anhören der Arie an Belasco und beim Anblick Belasco's an seine Arie dachte.

Teresa hatte lange Zeit jeden musikalischen Genuß entbehrt, sie hörte daher mit großer Freude und gespannter Aufmerksamkeit dem Chorgesang aus der Barke zu. Luiz bemerkte dies und gab dem Führer seiner Barke den Befehl, den Sängern zu folgen. Diese beendeten ihren Gesang und mit der in solchen Fällen bei südlichen Nationen bekannten Zuvorkommenheit beschlossen sie, als sie bemerkten, daß man ihnen Aufmerksamkeit schenke, noch einiges zum besten zu geben.

Unterdessen war eine dritte kleine Barke, in welcher sich ein einzelner Mann in der Dunkelheit, welche nur vom zitternden Widerschein der bunten Lampen gemildert war, erkennen ließ, in die Nähe gekommen, und bevor jene ihren Chorgesang noch begonnen hatten, fing der einzelne Mann an, die berühmte Camoens-Arie des Belasco zu intoniren.

Anfangs leise und zaghaft, dann immer sicherer und stärker schwebte der Gesang über das Wasser dahin. Erstaunt hatten die Sänger der andern Barke sich nach dem einzelnen Mann hingewendet, erstaunt wendete sich auch die ganze Gesellschaft in Teresa's Barke nach ihm. Die Ruder wurden nicht mehr bewegt, man ließ die Barken von den Wellen treiben, die Herzen pochten und alle Zuhörer lauschten mit zurückgehaltenem Athem, denn was sie hörten war so wunderbar, so über alle

Begriffe erhaben, daß nur Staunen und schweigende Bewunderung Jeden durchdrang.

Velasco konnte es nicht sein, denn die Stimme, die sie hörten, und die immer mächtiger anschwoll, war von einer zauberischen Frische und jugendlichen Kraft, wie sie der berühmte Tenorist nicht mehr besaß. Aber das Entzücken über diesen Genuß edelster Art ließ auch die Zuhörer gar nicht lange darüber nachsinnen, von wem diese himmlischen Töne ausgingen. Festgebannt wie von magischer Gewalt überließen sie sich dem Eindruck und schwelgten in nie gekannter Weise in dem Genusse. Nach und nach sammelten sich eine Menge Barken umher, lautlos nahten sie sich, denn niemals hatten die Ruderer sich so sehr bestrebt, das Wasser ohne Geräusch zu durchschneiden. Von der Strömung sanft getragen schwamm der Sänger in seiner kleinen Barke wie Arion dahin, und wenn man die Scene aus der Ferne hätte betrachten können, man würde das sinnige Märchen des Alterthums verwirklicht geglaubt haben.

So lange der Gesang erschallte, wagte niemand ein Wort zu reden.

Hingerissen und durchschauert von süßer Begeisterung, hatte sich Teresa erhoben und stand aufgerichtet inmitten ihrer Barke. Ein schwarzes Sammetkleid umschloß ihre schlanke Gestalt, und von ihrem schönen Haupte fiel die Mantille über ihre Schultern herab. Sich selbst vergessend in ihrer Begeisterung, hatte sie die Halbmaske abgenommen und hielt dieselbe in der Hand; ihr ganzes Wesen war hingegeben an die Auf-

merksamkeit für den Zauber, der ihr Ohr bestrickte. Ein leichtes Roth färbte die bisher blassen Wangen und wetteiferte mit der frischen Rose, die sie als einzigen Schmuck im Haare trug.

Jetzt endete der Gesang. Bei den letzten Tönen nahm der Sänger sein Ruder wieder auf, und während ein tausendstimmiges Bravo und Beifallsgeschrei rings umher die Luft erschüttern machte, drängten sich mehrere Barken dicht an die des Sängers heran und der Strahl einiger Laternen erhellte für einen Augenblick die Scene.

Teresa blickte in diesem Momente ebenfalls nach dem Sänger und der Schauer einer nie gekannten Empfindung durchrieselte ihr Wesen.

Sie erblickte einen Jüngling, so schön, wie ihn die kühnste Phantasie des Künstlers kaum schaffen konnte. Glänzend schwarzes Haar umringelte eine edle Stirn, die rein und weiß wie der Gedanke eines gottbegeisterten Genius strahlte. Ein dunkles Auge, in welchen noch der Strahl künstlerischer Begeisterung leuchtete, blickte in das ihre und schien gleich ihr geblendet von der Ueberraschung und Bewunderung, welche auch ihn beim Anblicke des schönen Mädchens durchzuckte.

Ihrer selbst kaum mächtig, löste Teresa die Rose aus ihrem Haar und während rings umher noch immer die Laute des Entzückens und Beifalls ertönten, warf sie dieselbe dem Sänger zu, der sie mit dem aufleuchtenden Blick des Entzückens und der Dankbarkeit aufhob.

Nun aber erfaßte ein plötzlicher Schwindel das junge Mädchen; die heftige Aufregung nach der langen und

abspannenden Krankheit, die sie soeben erst überwunden hatte, überwältigte ihre Kraft und sie sank ermattet in der Barke zu Boden, den Kopf in den Schooß ihrer Mutter gelegt. Eilig gab Luiz de Tavora den Ruderern den Befehl, die Barke aus dem Gedränge hinauszuschaffen, dann kniete er an der Seite seiner Verlobten nieder und erfaßte voll Besorgniß ihre Hand.

Die Gräfin Alvor hatte sich ängstlich über ihre Tochter gebeugt, aber Teresa war nicht ohnmächtig, nur eine augenblickliche Schwäche hatte sie angewandelt und sie blickte jetzt selig lächelnd zu dem gestirnten Himmel empor. Als sie darauf die Hand, welche die ihrige gefaßt hatte, wie zur Beruhigung der Besorgniß leise drückte, war Luiz durch dieses Zeichen einer Zärtlichkeit, die er bisher an Teresa nicht bemerkt hatte, so erfreut, daß er ihre Hand an seine Lippen und dann an sein Herz drückte. Nun erst bemerkte Teresa, daß er es war, dessen Hand die ihrige ergriffen hatte, sie bebte zusammen und wollte ihm ihre Hand entziehen, aber Luiz hatte sie fest gefaßt und bemerkte in seiner Täuschung nicht, wie unangenehm seine Berührung für Teresa war.

Inzwischen war die Barke zu dem Landungsplatz gekommen, welcher der Wohnung der Gräfin Alvor am nächsten lag. Dort mußte eine Sänfte genommen werden, weil die Gräfin für die Gesundheit Teresa's besorgt war.

Während dies geschah, und als die Ruderer eben wieder von der Stelle sich entfernen wollten, nahte sich ihnen die kleine Barke des Sängers von vorhin, welche

ganz unbemerkt aus dem Gedränge entſchlüpft und bis hierher der Barke, in welcher ſich Tereſa befand, gefolgt war. Eilig frug der fremde junge Mann nach dem Namen der Dame, und als er ihn erfahren hatte, entfernte er ſich wieder mit einigen raſchen Ruderſchlägen und fuhr in die Stille der Nacht hinaus, abſeits von dem Gewühl und dem Gedränge der vielen heiteren Menſchen, die noch immer von ſeinem Geſange ſich unterhielten und in Vermuthungen über ſeine Perſon ſich ergingen, oder ſein räthſelhaftes Verſchwinden bedauerten. Viele glaubten, ihn bald hier, bald dort wieder zu ſehen, aber jedesmal irrten ſie ſich, und von den Tauſenden, die ſeinem Geſange gelauſcht hatten, wußte kein Einziger auch nur die geringſte Auskunft über ſeine Perſon zu geben.

Sechstes Capitel.

Im königlichen Schloſſe zu Belem, welches unweit Liſſabon, ganz nahe am Ausfluß des Tajo in das Meer in entzückender Umgebung liegt, in einem nicht ſehr erhelltem Gemache, befand ſich wenige Tage nach den Vermählungsfeſtlichkeiten des Prinzen von Braſilien die königliche Familie.

In dem kleinen, nicht ſehr erhelltem Gemache ſaß der kranke König Johann in einem großen Seſſel, den man mit weichen Kiſſen noch behaglicher gemacht hatte. Ein heftiger Anfall ſeines alten Leidens hatte ihn am Tage vorher ergriffen und neben der äußerſten Schonung ſeiner phyſiſchen Kräfte, wünſchten die Aerzte, daß ſeine Umgebung ſo viel wie möglich zu ſeiner Erheiterung beitrage und ſeine Gedanken von ſeinem Zuſtande ablenken möge.

In der Geſellſchaft des Königs befanden ſich in dieſem Augenblicke die Königin und der Kronprinz, ſowie der Pater Menca, der Beichtvater des Königs. Der Letztere, der grade jetzt, wo die Kräfte des Königs auffallend im Abnehmen begriffen waren, ſich nur mit

dem Seelenheil des hohen Kranken hätte beschäftigen sollen, erging sich in ganz anderen Gedanken. Schon lange hatte er überlegt, auf welche Weise er sich dem Kronprinzen einmal angenehm machen und diesen für sich gewinnen könne, denn die veränderte Stimmung bei Hofe, welche sich namentlich in dem gütigen Verhalten der Königin gegen den Grafen Carvalho zu erkennen gab, forderte die größte Aufmerksamkeit der jesuitischen Partei, und veranlaßte die Häupter derselben, alles aufzubieten, um den demnächstigen neuen König auf ihre Seite zu ziehen.

Menca war heute besonders erregt und von Erwartung erfüllt, denn er glaubte nun endlich ein Mittel gefunden zu haben, wodurch er dem Kronprinzen eine große Freude machen und ihn durch die Befriedigung einer Liebhaberei sich zu Dank verpflichten könne. Er wartete deshalb mit Ungeduld auf den Augenblick, wo sich ihm die Gelegenheit bieten würde, den Prinzen allein zu sprechen.

Der König langweilte sich auf seinem Krankensessel augenscheinlich und die Königin wünschte nichts sehnlicher, als daß irgend etwas die Eintönigkeit unterbrechen möge, welche durch die halblante Unterhaltung, die von Zeit zu Zeit zwischen dem König und seinem Beichtvater geführt wurde, eingetreten war.

Nach einiger Zeit schien der hohe Kranke in einen gefahrdrohenden Zustand zwischen Schlaf und Wachen versinken zu wollen, als sich ein leiser Schritt vernehmen ließ und eine süßsaure alte Stimme unterthänigst um die Erlaubniß bat, eintreten zu dürfen. Es war der

alte Herzog von Balano, die komischste Figur des Hofes, welcher zur großen Freude der Königin und zum Ergötzen des Kronprinzen mit zierlichen Schritten eintrat. Er war ein sechzigjähriger Geck, der um so viel älter aussah, je mehr er sich Mühe gab, jung zu erscheinen. Es ist nichts widerwärtiger, als ein alter Mann, der den liebenswürdigen Jüngling spielen will, denn eine coquette alte Jungfer ist jedenfalls eine erträglichere Erscheinung.

Der Herzog grüßte den König und die Königin in einer faden und übertrieben artigen Weise, ebenso machte er dem Kronprinzen seine Verbeugung und bewillkommnete dann auch den Pater Menca. Er hatte das Amt eines Ceremonienmeisters und war gekommen, um die Befehle des Königs entgegen zu nehmen.

Die Königin bat ihn, sich auf einige Neuigkeiten zu besinnen und hoffte, daß es ihr gelingen werde, auf diese Weise dem König einige heitere Augenblicke zu verschaffen. Der Herzog wußte nur einige wenige interessante Mittheilungen zu machen, worunter der Krankheit des alten Grafen Norona, den man, wie er erzählte, bereits viermal zur Ader gelassen hatte, eine besondere Wichtigkeit beigelegt wurde, aber er verstand es, die wenigen Nachrichten, die er brachte, weitschweifig zu erzählen, wobei er sich in Bewegungen, Mienenspiel und Gesten so furchtbar affectirt benahm, daß der König in der That erheitert wurde und bald in lebhafte Fragen nach allen möglichen Persönlichkeiten einging. Der geckenhafte alte Herzog von Balano hatte von jeher eine Art von Hofnarrenamt bei ihm bekleidet.

Während der Herzog von Balano so mit dem König und der Königin plauderte, war es dem Pater Menca gelungen, eine Unterredung mit dem Kronprinzen anzuknüpfen und mit demselben in eine Fensternische treten zu können.

„Ich habe eine Nachricht für Ew. Hoheit," sagte er, „von der ich hoffen darf, daß sie Ihnen willkommen sein wird. Man hat mir gesagt, daß ein junger Sänger hier in Lissabon entdeckt worden ist, dessen Stimme an Wohlklang und Kraft selbst die des berühmten Velasco bedeutend übertreffen soll."

Eine solche Nachricht war dem Kronprinzen äußerst interessant und er frug deshalb sogleich, wer der Sänger sei und auf welche Weise der Pater zu der Kenntniß dieser Neuigkeit gelangt sei.

Dieser wußte vor der Hand nichts weiter, als daß das musikalische Phänomen, um welches es sich handelte, ein einziges Mal öffentlich gehört worden und dann verschwunden sei, ohne daß irgend Jemand bis jetzt wisse, wie man demselben auf die Spur kommen solle.

Der schlaue Jesuit hatte sich nicht verrechnet, wenn er darauf hoffte, daß seine Mittheilung den Kronprinzen auf das lebhafteste in Anspruch nehmen werde. Dom José's Leidenschaft für die Musik, in Verbindung mit der damals an vielen Höfen getriebenen Ueberschätzung einzelner Gesangesgrößen, mußte ihn nicht nur höchst neugierig machen, die seltene Erscheinung einer so fabelhaften Stimme, wie der Pater die des neu entdeckten Sängers schilderte, kennen zu lernen, sondern auch den Sänger um jeden Preis für sich zu engagiren.

Er gab daher dem Pater den Auftrag, alles aufzubieten, um die Person des Sängers zu ermitteln und ihm denselben zuzuführen. Der schlaue Menca erkannte wohl, welche günstige Gelegenheit sich ihm darbiete, um die Gunst des Kronprinzen, der bei dem gegenwärtigen Zustande des Königs gar bald die wichtigste Person im Staate werden mußte, zu gewinnen. War es doch schon ein Glück, daß er der erste gewesen, der dem Kronprinzen überhaupt die erwünschte Nachricht gebracht hatte. Er versprach nun, sich der Sache eifrig anzunehmen und suchte den Dienst, den er damit dem Prinzen zu erweisen hoffte, in ein noch helleres Licht zu stellen, indem er sein Bedauern darüber aussprach, daß die göttliche Kunst der Musik nicht mehr allein zur Ehre Gottes ausgeübt werde, und daß das herrliche Geschenk einer schönen Stimme, anstatt in den geweihten Räumen der Gotteshäuser, jetzt nur noch von der Bühne herab die Ohren der Zuhörer erfreue.

Der Prinz war so erfüllt von dem was ihm der Pater mitgetheilt hatte, daß er den Plaudereien des Herzogs von Balano gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Als der König den Herzog entlassen hatte, trat Pater Menca wieder an den Sessel des König um sich ebenfalls von ihm zu verabschieden.

Ihm lag die Erfüllung eines Lieblingswunsches, den der Nachfolger des dahinsiechenden Johann gegen ihn geäußert hatte, jetzt mehr am Herzen, als die Ruhe und das Seelenheil seines noch lebenden Herrn.

Er überlegte daher, auf welche Weise er wohl die Spur des eben so plötzlich verschwundenen, wie uner-

wartet aufgetauchten Sängers entdecken könne. Ihm war die Nachricht über denselben von dem geschwätzigen Pater Eustachio, der sie von seiner Freundin, der Frau Minarda vernommen hatte, mitgetheilt worden, und er beeilte sich daher, den treuherzigen Pater zu sich rufen zu lassen, um zu vernehmen, auf welche Weise man die gewünschte Spur entdecken könne.

Nicht lange darauf erschien Eustachio bei seinem hochangesehenen Vorgesetzten.

Als dieser dem guten Pater seinen Wunsch geäußert hatte, stieg in des Letzteren Gedanken das Bild seines Neffen Manoel auf, der nun schon so lange Zeit vergeblich auf die versprochene Versorgung wartete und vor Sehnsucht und getäuschter Hoffnung ganz mißmuthig geworden war.

Die Kunde von dem Sänger war dem Pater von Frau Minarda gekommen, dieser war sie gewiß von ihrer Tochter mitgetheilt worden.

Eustachio überlegte rasch, daß er vielleicht im Stande sei, auf kluge Weise das Verdienst der Entdeckung seinem Neffen zuzuwenden.

Er sagte daher seinem Gönner und Vorgesetzten Menca, er hoffe dem Gesuchten auf die Spur kommen zu können, und da der gute alte Mann wohl bemerkt hatte, daß Menca sehr großes Gewicht auf diese Auskunft lege, so entwickelte sich in dem sonst so harmlosen Eustachio, aus Liebe zu seinem Neffen Manoel, eine mehr als gewöhnliche Schlauheit.

Er hob die Schwierigkeiten besonders hervor, welche der Entdeckung des unbekannten Sängers entgegenstän-

den und meinte dann, er hoffe, daß es der Geschicklichkeit seines Neffen, den er bereits mehrmals dem hochwürdigen Beichtvater des Königs empfohlen habe, gelingen werde, das wichtige Werk zu vollbringen.

Menca wußte zu gut, welche Vortheile ihm die Erfüllung dieses ersten Lieblingswunsches, den der Kronprinz gegen ihn geäußert hatte, bringen werde.

„Versprecht Eurem Neffen," sagte er, „die Stelle eines ersten Privatschreibers bei dem Prinzen von Brasilien, sie ist erledigt und ich verbürge sie ihm, wenn es ihm gelingt, den Menschen ausfindig zu machen, um dessen Entdeckung es mir zu thun ist, sagt ihm, daß er alsdann seine Braut zum Altar führen kann, und daß ihm der Weg zu noch wichtigeren und einflußreicheren Aemtern offen steht. Laßt ihn keine Kosten sparen, wenn es Noth thut, und seid selbst so viel als möglich besorgt, meinen Wunsch und damit den Wunsch des zukünftigen Herrschers dieses Landes zu erfüllen. Mit solchen Mitteln," setzte er mit wichtiger Miene halb flüsternd hinzu, „so unbedeutend sie dem kurzsichtigen Sinn erscheinen mögen, lenkt man oft die Geschicke der Nationen, ja das Schicksal der Welt."

Eustachio beeilte sich, seinen Neffen Manoel aufzufinden. Als er in den Laden der Frau Minarda trat, woselbst diese grade beschäftigt war, einigen Kunden die verlangten Waaren vorzuwiegen, sah er durch das Fenster in der Thür zur Hinterstube, daß die beiden Liebenden dort zusammen saßen und wie es schien, nicht mit heiterster Miene sich unterhielten. Wie fast alltäglich, so bildete auch heute ihre Verheirathung das

Thema ihres Gespräches. Manoel begann bereits wieder an der Erfüllung seiner Wünsche zu verzweifeln und als der Oheim zu ihnen eintrat, rief ihn Margarita an und bat ihn, ihr in der Beruhigung des ungeduldigen Bräutigams hilfreich zur Seite zu stehen.

Eustachio erwiederte, daß er eben gekommen sei, um Manoel's Ungeduld ein Ende zu machen und erzählte, was der Beichtvater des Königs ihm aufgetragen und für die Erfüllung seines Wunsches versprochen habe.

Als er seine Mittheilung beendet hatte, war Manoel in ein Gemisch von Freude und Hoffnungslosigkeit gerathen. Er versicherte, daß er jeden Winkel der Stadt durchsuchen wolle, um den fremden Sänger zu finden. Aber er setzte zugleich hinzu, daß er fast an dem Gelingen seiner Bemühungen verzweifeln müsse, da er gar keinen Anhalt habe, der ihm den Weg zeige, um zum Ziele zu gelangen.

Lebhaft unterbrach ihn Margarita, indem sie sagte: „Dafür lasse mich sorgen, denn wenn mir die heilige Jungfrau beisteht, so hoffe ich die Spur des entschwundenen Sängers zu entdecken, ja ich habe sie eigentlich schon gefunden, und bin fest überzeugt, daß es uns gelingen wird, den Wunsch des hochwürdigen Paters Menca zu erfüllen."

Manoel und sein Oheim waren neugierig und fragten das Mädchen nach dem Sinn ihrer Andeutungen. Margarita erzählte, daß ihre junge Herrin an dem Abende, wo der unbekannte Sänger zum ersten und einzigen Male auf dem Tajo seine wunderbare Begabung von der versammelten Menge habe anstau-

nen lassen, ebenfalls zugegen gewesen sei und sich ebenso wie die andern Zuhörer von dem Gesange habe hinreißen lassen, und wie sie dann im Sturm ihrer Begeisterung dem jungen Sänger eine Rose zugeworfen habe. Dies müsse den jungen Mann kühn gemacht haben, denn seit jener Zeit habe ihn Teresa von Alvor schon mehrmals des Abends vor ihrem Fenster gesehen und einmal habe er mit leiser Stimme eine Serenade gesungen, die zwar niemand außer ihnen habe hören können, von der aber ihre junge Herrin so ergriffen worden sei, daß sie vor Rührung geweint habe und die ganze Nacht nicht habe schlafen können.

Margarita hoffte nun, daß der Sänger wiederkommen und daß sie dann Gelegenheit finden werde, sich mit demselben zu besprechen und ihn alsdann mit Manoel bekannt zu machen.

Der Plan schien den beiden Männern sehr gut und sie freuten sich des glücklichen Umstandes, daß der Gesuchte sich grade in Margarita's Gebieterin verliebt habe.

Margarita meinte dann noch, sie werde die beste Veranlassung, mit ihm zu reden, in dem Umstande finden, daß sie ihn bitten müsse, seine Galanterien gegen Teresa einzustellen, da er sonst Gefahr laufen könne, von dem jungen Marquez de Tavora, dem Bräutigam Teresa's in weniger freundlicher Weise zurückgewiesen zu werden.

Frau Minarda war inzwischen ebenfalls in die Stube gekommen, und erfuhr dort alles, was man inzwischen besprochen hatte. Auch sie fand den Plan vortrefflich und so trennte man sich, voll von Entwürfen und neuen Hoffnungen für die Zukunft.

Siebentes Capitel.

Die Gemüthsstimmung, in welcher sich Teresa von Alvor befand, war ein Schwanken zwischen dem berauschenden Gefühl einer ihr unklaren Schwärmerei und der Abneigung gegen eine Verbindung, zu der sie nun einmal ihre Einwilligung gegeben und die wieder aufzulösen ihr gar nicht möglich schien. Bisher war sie das harmlose Kind gewesen, welches mit heiliger Scheu an der Stufe der Entwicklung zur sinnigen Jungfrau stand; eine selbständige freie Bethätigung ihres eigenen Gefühls hatte sie noch nicht erlebt, und sie hatte daher auch nicht die Kraft in sich gefunden, dem Antrag des jungen Tavora, der mit dem Wunsche ihrer Mutter zusammenfiel, ihre Einwilligung zu versagen. Nun aber hatte sich dies alles geändert. Seit jenem Abend, wo der bestrickende Zauber der Kunst in Verbindung mit dem Eindruck vollendeter Mannesschönheit mit nie geahnter Gewalt ihr Herz bestürmt hatte, war die Schwelle überschritten, die sie zum Bewußtsein des Weibes führte.

Es war nicht Liebe, was sie empfand, denn der Gegenstand, dem ihre Schwärmerei galt, war ihrer

Seele persönlich ja noch nicht nahe getreten, und sie war viel zu klaren Geistes, um nicht zu ahnen, daß ihre Phantasie sich denselben vielleicht ganz anders malte, als er in der Wirklichkeit war.

Aber sie hatte doch unterscheiden gelernt, was das Herz eines jungen Mädchens erfüllen und beglücken konnte, und daß Luiz de Tavora ihr dies nicht zu bieten vermochte, darüber bestand kein Zweifel mehr bei ihr. Sie befand sich in einem um so schmerzlicheren Zwiespalt, je weniger ihr die Umstände gestatteten, eine Entscheidung zu treffen, oder auch nur mit irgend Jemand über den Kampf ihrer Gefühle zu reden.

Am Abend desselben Tages, an dem die Unterredung im Hause der Frau Minarda stattgefunden hatte, trieb eine ahnungsvolle Unruhe die schöne Teresa an jenes Fenster, von welchem aus sie schon mehrmals den jungen Sänger gesehen hatte.

Das Haus der Gräfin Alvor stand auf einem freien Platze, der von Bäumen eingefaßt war, und Teresa hatte bemerkt, daß der junge Mann öfter, an einen Baum gelehnt, sich dem Hause gegenüber befunden und unverwandt nach demselben hingesehen hatte. Sie hatte diese Beobachtung niemand mitgetheilt außer Margarita.

Heute nun sah sie den Fremden nicht an dem gewohnten Platze und mit einem Seufzer wollte sie schon wieder von dem Fenster weggehen, als sie die Gestalt des Sängers erkannte, wie er etwas entfernt von dem gewöhnlichen Orte stand und in ein Gespräch mit einer Frau versunken war.

Teresa's Herz klopfte heftig und mit von einem ihr

ganz neuen Gefühle geschärften Augen blickte sie noch einmal nach den beiden hin.

Heftig erschrocken fuhr sie zurück, denn sie hatte in der weiblichen Gestalt ihre Vertraute Margarita erkannt. Ein Sturm von Gefühlen durchdrang in Folge davon ihr Herz. Sollte sie sich getäuscht, sollte die Anwesenheit des jungen Sängers nicht ihr gegolten haben? Ihr Stolz empörte sich und sie machte sich Vorwürfe, daß sie sich überhaupt nur in Gedanken mit dem unbekannten Mann beschäftigt hatte.

Bald aber verdrängte eine andere Vermuthung die erste, denn der Umstand, daß Margarita verlobt war, und, wie Teresa sicher wußte, ihren Bräutigam herzlich liebte, war für sie ein Beweis für die Unmöglichkeit eines Einverständnisses zwischen den beiden untenstehenden Personen.

Der Gedanke, daß Margarita vielleicht den Sänger kenne und nun mit ihm von ihr rede, bemächtigte sich ihrer, und sie wußte nicht, ob sie zürnen sollte, oder ob der Wunsch, etwas näheres über den Fremden zu erfahren, ihr erlaubt sei.

Noch im Kampf mit ihren wechselnden Gefühlen, erschrak sie plötzlich heftig, als die Thür leise geöffnet wurde. Wie im Gefühl eines Unrechts erbebte sie und das Herz klopfte ihr fast hörbar. Es war Margarita, die leise hereinschlich, und mit dem Finger auf dem Mund ihr andeutete, daß sie ihr ein Geheimniß mitzutheilen gekommen sei.

Vergeblich versuchte Teresa, ganz unbefangen zu erscheinen, es gelang ihr nicht, und als Margarita sie

frug: „Haben Sie ihn geſehen? O gewiß, verſuchen Sie es nur nicht, mich zu täuſchen, ich weiß ja doch, daß Sie ihn bemerkt haben," da entgegnete ſie mit erkünſtelter Entrüſtung: „Unbeſonnene, wie kannſt Du wagen, mich und Dich ſelbſt in ſo gefährliche Lage zu bringen? Schweige von der dreiſten Unvorſichtigkeit dieſes Menſchen, und bedenke, wer er iſt, und wer ich bin."

Margarita ließ ſich ſo leicht nicht abſchrecken.

„Alles das habe ich ihm ſelbſt auch geſagt," entgegnete ſie, „aber er iſt nicht zurückzuſchrecken, er verlangt Sie zu ſehen, zu ſprechen und würde ſein Leben wagen, um ſein Ziel zu erreichen."

„Aber bedenke doch," entgegnete Tereſa, „daß ich ſeinem ſinnloſen Verlangen nicht Folge leiſten darf! Wenn Lulz etwas erführe, ſo wäre der unſelige junge Mann ein Opfer ſeiner thörichten Leidenſchaft."

„Das käme darauf an," entgegnete Margarita; „o Sie kennen den jungen Mann nicht, er hat Muth und ſeine Seele iſt ſo voll Leidenſchaft, wie ſein Auge voll Gluth. Sehen Sie ihn und ſprechen Sie ihn und vielleicht gelingt es Ihnen, ihn von der unſeligen Empfindung zu heilen, die ihn ſicher zu unvorſichtigen Schritten verleiten wird, wenn Sie ihn nicht ſelbſt davon zurückhalten."

Tereſa war erſtaunt über den Eifer, womit Margarita für den jungen Mann ſprach. Welch' eine Ueberredungsgabe mußte er beſitzen, um das ſonſt ſo ängſtliche und ſittenſtrenge Mädchen ſo raſch umzuwandeln! Aber die junge Gräfin beſchloß in dieſem Kampf auszuharren; ſie fühlte, daß ſie an der Schwelle einer

Jugendthorheit stehe, deren Folgen sie für immer verderben konnten, und mit strenger Würde verbot sie Teresa, noch weiter von dem abenteuerlichen Menschen zu reden.

Als Margarita einsah, daß ihr Versuch, Teresa zu überreden, vollständig mißglückt war, beschloß sie, einen andern Weg einzuschlagen.

„Gnädigste Gräfin," sagte sie, „wenn Sie sich denn des armen jungen Mannes nicht erbarmen wollen, so gewähren Sie ihm aus Mitleid mit mir diese Unterredung. Mein Lebensglück und die Erfüllung jahrelanger Wünsche hängt für mich davon ab, daß Sie ihm diese Bitte bewilligen."

Teresa blickte stumm vor Erstaunen auf die Sprechende und frug sie: „Wie soll ich das verstehen? Wie hängt Dein Lebensglück mit der unsinnigen Leidenschaft zusammen, die jener unselige Mensch für mich empfindet?"

Margarita erzählte ihr nun, wie viel für sie und Manoel davon abhänge, daß der junge Mann sich geneigt zeige, dem Wunsche des Pater Menca zu folgen und sich durch diesen dem Kronprinzen vorstellen zu lassen. Sie bekannte dann, daß sie eigentlich nur zu dem Zwecke, um den jungen Mann für ihren Plan zu gewinnen, sich mit demselben in eine Unterhaltung eingelassen und daß sie gehofft habe, dieser würde mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, um sein Glück zu begründen. Weit entfernt jedoch, sich über ihre Mittheilungen zu freuen, habe er an nichts anderes gedacht, als ihr, deren Stellung zu Teresa ihm bekannt war,

von seinen Gefühlen für die junge Dame zu reden, deren Bild seit jenem Abend, wo sie ihm die Rose zugeworfen, nicht aus seinem Herzen gewichen sei. Auf alle ihre Reden und Aufforderungen habe er nur das eine erwiedert; er sei bereit, alles zu thun, was sie begehre, aber nur unter der Bedingung, daß sie ihm eine Unterredung mit Teresa verschaffe. Vergeblich seien alle ihre Gegenreden gewesen, umsonst habe sie ihm gesagt, daß Teresa viel zu hoch stehe, um seine wahnsinnige Leidenschaft erwiedern zu können; er habe ihr entgegnet, daß er dies alles wisse und daß er auch von der Verlobung der jungen Gräfin unterrichtet sei; aber er sei nicht der Mensch, sich durch Hindernisse abschrecken zu lassen, und er würde nicht eher ruhen, bis er seine Zwecke erreicht und Teresa gesprochen habe.

Nachdem die junge Gräfin diese Mittheilung vernommen hatte, sagte sie halblaut vor sich hin: „Was gibt diesem jungen Menschen die Kühnheit solcher Gesinnungen? Eine wahre Liebe äußert sich so ungestüm und rücksichtslos nicht. Ist es das Bewußtsein der Zaubermacht, welche die Natur ihm in seiner herrlichen Stimme verliehen, oder ist es die Selbstüberschätzung des eitlen Gecken, der sich seiner Schönheit bewußt ist? O nein," fuhr sie nach einer Pause des Nachdenkens fort, „das kann nicht sein, aber was ist es denn? Ist es Wahnsinn? Ist es die Tollkühnheit eines abenteuernden Menschen, ohne Bildung und Gefühl? Ich verstehe es nicht!" Und sie versank auf's Neue in ein ruheloses Nachsinnen.

„Verweigern Sie die Bitte nicht," sagte Margarita

dringend zu ihr; „eine unbezwingliche Leidenschaft erfüllt die lebhafte Seele dieses Jünglings, und wenn Sie sein Verlangen nicht gewähren, so werden Sie ihn und uns alle unglücklich machen.“

Teresa war schon schwankend geworden. Zaghaft, aber doch mit bewegtem Herzen ergriff sie den Gedanken, daß es sich um das Lebensglück ihrer treuen Margarita handle und sie glaubte, derselben ein Opfer zu bringen, wenn sie sich entschlösse, dem sinnlosen Verlangen des leidenschaftlichen Menschen nachzugeben. Sie nahm sich dabei fest vor, demselben mit der vollen Würde ihres Ranges und dem Stolz des beleidigten Weibes entgegenzutreten, um ihm die ganze Thorheit seiner Empfindung zu erkennen zu geben und ihn für immer von derselben zu heilen.

Als daher Margarita, welcher die Stimmung ihrer Herrin nicht entgangen war, nun die Frage stellte, ob sie den jungen Mann heraufbringen dürfe, da hatte Teresa keine Entgegnung mehr und die schlaue Zofe nahm ihr Schweigen für Zustimmung.

Eilig ging sie hinab und in wenig Augenblicken hatte sie den fremden jungen Mann vorsichtig und ohne daß jemand etwas bemerkte, in das Zimmer der Gräfin gebracht.

Als dies geschehen war, wollte sich Margarita entfernen, aber Teresa winkte ihr gebieterisch zu bleiben. Das junge Mädchen nahm in einer Fensternische Platz und gab sich den Anschein, als beobachte sie nichts von dem, was vorging.

Teresa hatte dem eintretenden fremden Sänger einen

einzigen Blick zugeworfen, aber dies genügte, um in Beiden eine heftige Umwandlung ihrer Gefühle und eine tiefe Bewegung hervorzubringen.

Der junge Mann, der vorher so leidenschaftlich und zuversichtlich gewesen, erbebte bei diesem Blicke, und Teresa fühlte sich von Wehmuth so durchdrungen, daß sie sich niedersetzte und, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, heftig weinen mußte.

Bei diesem Anblick ergriffen Schmerz und Verzweiflung das Herz des Sängers, er ließ sich vor Teresa auf ein Knie nieder und bat sie in den rührendsten Worten, sich zu beruhigen und ihm zu verzeihen, daß er es gewagt habe, ihr in dieser Weise zu nahen.

Nach einer Pause sagte Teresa: „Ich habe Ihre Bitte erhört und hoffe nun, daß Sie thun werden, was Ehre und Pflicht von Ihnen fordern. Verlassen Sie mich, damit ich nicht noch länger die Qual empfinde, die das Bewußtsein mir bereitet, daß ich etwas gethan habe, was mich vor mir selbst erröthen läßt. Womit habe ich es verdient, daß Sie mich so tief erniedrigen? Gehen Sie und entreißen Sie sich der Gefahr, die Ihnen droht, wenn man Sie hier entdeckt."

„Was kümmert mich die Gefahr," versetzte der Sänger, „wenn ich in Ihrer Nähe weilen, Ihre Stimme hören und Ihnen in's Auge blicken kann. Mir kann nicht mehr drohen als der Tod, und er ist süß, wenn er mich in Ihrer Nähe ereilt."

„Wahnsinniger!" rief angstvoll Teresa, „wenn Ihr eigenes Leben Ihnen denn so wenig gilt, so erbarmen Sie sich meines Lebens und meiner Ehre." Wenn man

Sie hier sähe, ja, wenn jemals jemand erfahren würde, daß ich Ihnen erlaubt habe, hierherzukommen und mich zu sprechen, so wäre meine Ehre und mit ihr die Ruhe meines Herzens für immer dahin."

Der junge Mann blickte das schmerzlich bewegte Mädchen verstört und fragend an.

Sie fuhr fort: „Sie haben nicht bedacht, wohin Ihre Unvorsichtigkeit führen könnte, und in unbändiger Leidenschaft sind Sie so weit gegangen, daß Sie mich, die Sie zu lieben vorgeben, fast an den Rand des Abgrunds gebracht haben. Gehen Sie jetzt und besinnen Sie sich, wohin Ihr Thun uns Beide führen muß; ich bin nicht für Sie und die Heftigkeit Ihrer Gefühle beleidigt in mir nicht nur das Weib, sondern auch die Braut eines Andern. Jedes Wort, das wir mit einander wechseln, ist ein schweres Unrecht, das sich früher oder später an mir rächen würde."

Ein wilder Schmerz umspielte beim Anhören dieser Worte den Mund des schönen Jünglings.

„Was ich da höre," sagte er, „ist mir so fremd, daß ich es kaum begreifen kann; aber ich glaube Ihnen und will folgen, denn wenn Sie zu mir sprechen, so legt sich der Aufruhr meines Innern und ich fühle nichts als den Wunsch, Sie freundlich und zufrieden zu sehen. Was weiß ich von den Sitten und Gebräuchen der Welt! Ausgestoßen von den Menschen wuchs ich auf und lernte nichts von Ihren Gefühlen kennen. Die Liebe meiner Mutter, die nichts höheres kannte als meinen Willen zu thun, und wenn es in ihrer Macht stand, mir jede Bitte zu gewähren, noch

bevor ich sie völlig ausgesprochen hatte, ist das einzige Gefühl, das ich kennen lernte. So kam ich als ein wilder unbändiger Knabe hierher. Da fiel ein Strahl des Himmels in die umdüsterte Seele des Ausgestoßenen. Ich erblickte Sie, Teresa, und von dem Augenblicke an, wo ich Sie gesehen, und Sie sich wie eine Heilige zu mir niedergeneigt hatten, vergaß ich alles um mich her und hatte nur den einen Gedanken, Sie wiederzusehen und Ihnen zu sagen, wie Ihr Anblick mein Wesen ergriffen und verwandelt habe. Ich fühlte, daß jede Hoffnung meines Lebens schwinden werde, wenn Sie meine Liebe nicht erwiedern könnten, und obgleich ich nach allem, was ich über Sie vernahm, einsehen mußte, daß Sie mich und meine Liebe nicht beachten würden, so wollte ich doch aus Ihrem eigenen Munde mein Schicksal hören. Was wollte ich nicht alles? Wundern Sie sich nicht über die Unbändigkeit meiner Gefühle, sie ist ein unseliges Erbtheil meiner Geburt; reden Sie mir nicht von Entsagung, von Mäßigung; ich kenne diese Tugenden nicht und kann wohl sterben, aber nicht meine heiße Liebe ersticken."

Teresa hatte den leidenschaftlichen Worten des jungen Mannes mit Schmerz und Theilnahme zugehört. Sie besann sich, was sie ihm erwiedern, wodurch sie ihn beruhigen solle, und der Gedanke, daß das Gefühl für seine Mutter ihn vielleicht doch noch aufrichten könne, kam ihr zu Hilfe.

„Und Ihre Mutter?" frug sie; „lebt sie nicht mehr?"

„Sie lebt," erwiederte der Säuger, „aber ihr Leben

iſt nur einem einzigen Gedanken der Rache geweiht und ein finſterer Geiſt beherrſcht ihr ganzes Weſen. Auch mich hat ſie dem Dienſte ihres Dämons beſtimmt; ich habe ihr gelobt, mich ihm zu weihen und ich werde meinen Schwur halten. Aber ſeitdem ich Sie ſah, hat mein Leben noch einen andern Zweck und wie ich geſchworen habe, den Menſchen, der das Herz meiner Mutter zertreten und mein Daſein vernichtet hat, zu haſſen und uns an ihm zu rächen, ſo ſchwöre ich hier, Sie zu lieben und nie von dieſem Gefühle zu laſſen; möge es mich glücklich machen oder verderben!"

Tereſe erbebte vor der wilden Leidenſchaft, in welcher ſie den jungen Mann gefangen ſah. Was ſollte ſie thun? Sie fühlte das innigſte Mitleid mit ihm und wünſchte ihm zu helfen und den unverkennbar edlen Kern ſeines Weſens an das Licht zu kehren, aber ſie fühlte auch, daß der gegenwärtige Augenblick nicht geeignet ſei, weiter etwas zu entſcheiden oder zu thun. Aengſtlich ſah ſie ſich um, und ohne auf die letzten Geſtändniſſe des Jünglings etwas zu erwiedern, ja ſie ſcheinbar nicht einmal beachtend, wiederholte ſie die Bitte, daß er ſich entfernen und ihre Ehre wahren möge.

Er ergab ſich darein, aber er flehte ſie an, ihm das Verſprechen zu geben, daß ſie ihm geſtatten werde, ſie wieder zu ſehen.

Tereſa verſprach in der Beängſtigung des Augenblicks, daß ſie ihm nicht zürnen und ihm ihren Anblick nicht abſichtlich entziehen werde, und darauf drängte ſie ihn fort.

Margarita geleitete den jungen Mann ebenso unbemerkt aus dem Hause, wie sie ihn hereingeführt hatte.

Dann erinnerte sie ihn an seine Zusage und er versprach ihr, am nächsten Tage im Hause ihrer Mutter, welches sie ihm genau beschrieb, mit ihr und ihrem Bräutigam zusammenzutreffen, um dann dem Pater Menca und durch diesen dem Kronprinzen vorgestellt zu werden.

Achtes Capitel.

Frühzeitig benachrichtigte Margarita am andern Morgen den erwartungsvollen Manoel von dem glücklichen Erfolge ihrer Bemühungen in der wichtigen Angelegenheit, die sie Beide zum Ziele ihrer Wünsche führen sollte. Sie war ihrer jungen Herrin treu genug ergeben, um über die Vorfälle des vergangenen Abends zu schweigen. Sie sagte nur, daß sie den jungen Mann getroffen und er ihr versprochen habe, schon heute sich im Hause ihrer Mutter einzufinden.

Manoel war denn auch über diese Nachricht so erfreut, daß ihm alles Uebrige gleichgültig war. Er eilte sofort zu seinem Oheim und es währte nicht lange, so befanden sich Beide bei dem Pater Menca, um diesem die erfreuliche Nachricht zu bringen, daß sie den fremden Sänger gefunden hätten und daß derselbe nach dem Hause der Frau Minarda kommen werde.

Der Beichtvater des Königs war hoch erfreut über diese unerwartet rasche Erfüllung seines Wunsches. Er fühlte schon das ganze Gewicht, welches er durch diese Vermittlung bei dem Kronprinzen zu seinen Gunsten

in die Wagſchaale legen werde, und er war völlig der Mann, einen gewonnenen Vortheil auszubeuten und die einmal errungene Gunſt des künftigen Königs ſich für alle Zeiten zu ſichern, getreu dem Grundſatze, daß die Mächtigſten der Erde am leichteſten durch ihre eigenen Schwächen zu leiten ſind.

Voller Zufriedenheit klopfte er Manoel auf die Schultern und ſagte zu ihm: „Nun, mein Sohn, ſtehen wir alle nahe bei der Erfüllung unſerer liebſten Wünſche und Du darfſt verſichert ſein, daß die Stellung als Kämmerer des Prinzen von Braſilien Dir geſichert iſt. Ich ſelbſt werde zur beſtimmten Stunde in der Wohnung der guten Frau Minarda erſcheinen und perſönlich dort mit dem jungen Manne das Nähere beſprechen.“

Wie jubelte das Herz des guten Manoel, als er von dieſer baldigen Erfüllung ſeiner Wünſche vernahm. Eilig begab er ſich mit dem guten Pater Euſtachio zu Margarita und alle erwarteten in freudiger Spannung die Stunde des Zuſammentreffens.

Nachmittags kam der junge Sänger und wurde von Manoel und Margarita mit Freude bewillkommnet.

Er trug ein zwar einfaches, aber ſehr geſchmackvolles Phantaſiecoſtüm, was bei der reichen und bunten Mannigfaltigkeit der Kleidungen, die man in Liſſabon zu ſehen gewohnt war, nichts auffallendes hatte.

Ziemlich eng anliegende Beinkleider und eine kurzſchoßige Jacke, mit Schnüren verziert, hoben ſeinen Wuchs ſehr vortheilhaft hervor. Der Hals war frei und auf dem Kopf trug er eine kleine blaue Sammetmütze.

Als er in das Zimmer der Handelsfrau eintrat,

brachte seine Erscheinung auf die Anwesenden einen mächtigen Eindruck hervor. Obgleich er eigentlich ärmlich gekleidet war, so gab doch die außergewöhnliche Schönheit seiner Erscheinung und ein gewisses seltsames Etwas, das aus seinen Blicken sprach, ihm einen Anstrich von Vornehmheit, dem sich unwillkürlich die staunenden Anwesenden unterwarfen.

Bald kam denn auch Frau Minarda, welche an der Thür des Ladens gestanden und aufgepaßt hatte, eilig herein, und berichtete, daß der hochwürdige Pater Menca die Straße heraufkomme.

Sie verfügte sich dann schnell wieder an ihren Posten, um dort den angesehenen Mann selbst zu empfangen und zu begrüßen.

Die drei jungen Leute im Zimmer blickten gespannt nach der Eingangsthür, als diese sich öffnete und der Erwartete eintrat.

Aber wenn ein Blitzstrahl in diesem Augenblicke zwischen ihnen niedergefahren wäre, sie hätten nicht mehr in Erstaunen gerathen können, als sie über das erschraken, was nun geschah.

Wie ein verwundeter Löwe sprang beim Eintreten des Paters der Sänger empor, während Todesblässe das Gesicht des zurücktaumelnden Menca überzog. Mit weit aufgerissenen glasigen Augen starrte der Letztere auf den jungen Mann, denn er erkannte in ihm seinen und der von ihm dem Elend überlieferten Michaela Sohn. Das Entsetzen des Paters war so groß, daß den sonst so weltgewandten und in allen Situationen sich selbst beherrschenden Mann völlig die Fassung ver-

ließ, und er nicht im Stande war, irgend etwas zu ſagen oder zu thun, was ihn aus der peinlichen Verlegenheit hätte befreien können.

Er wendete ſich raſch um und ohne irgend ein Wort der Erklärung zu ſprechen, verließ er das Zimmer, wo Frau Minarda und die beiden Verlobten, wie gelähmt vor Schreck, bei dem Fremden zurückblieben.

Schon lange hatte der Pater das Haus verlaſſen, als dieſe ſtarre Verwunderung allmälich bei Frau Minarda und ihren Kindern dem Gefühl der heftigſten Neugierde Platz machte. Sie drangen alle drei mit Ausrufen und Fragen in Paolo, der ganz verſunken in Gedanken und wie von einer beſonders wichtigen Ueberlegung in Anſpruch genommen, vor ſich hinſtarrte.

Jetzt ſchien er irgend einen Entſchluß gefaßt zu haben, ein Ausdruck der Befriedigung prägte ſich auf ſeinem Geſichte aus und er verlangte in gebieteriſch feſtem Tone, der gar keine Widerrede zuließ, daß Manoel mit ihm das Haus verlaſſen ſolle.

Dies geſchah. Die beiden Frauen, welche vor Neugierde und Furcht ihrer Sinne nur halb mächtig waren, blieben zurück.

Eilig durchſchritten die jungen Männer einige Straßen, bis ſie nach einem etwas entlegenen Orte gelangten, wo ein öffentlicher Spaziergang ſich befand und ſie die Aufmerkſamkeit weniger zu befürchten hatten.

Plötzlich blieb Paolo ſtehen, legte ſeine Hand raſch und ſchwer auf Manoel's Arm und ſagte: „Dieſer alſo war es, der mit mir zu ſprechen wünſchte und dem ſo viel daran gelegen iſt, mich dem Kronprinzen vorzuſtellen?“

Als Manoel diese Frage durch ein schweigendes Kopfnicken bejaht hatte, fuhr der Andere fort: „Er hofft wohl, sich durch diesen Dienst, womit er der Lieblingsneigung des Kronprinzen entgegenkommt, die Gnade des zukünftigen Königs zu erwerben; ist es nicht so?“ und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „O, ich verstehe alles; vor meinem Geiste wird es Licht!“

Manoel erwiederte mit betrübtem und etwas gereiztem Tone: „Dieser Plan scheint vernichtet, und damit ist auch meine und meiner Margarita Hoffnung zerstört; mir war eine gesicherte Stellung zugesagt, wenn alles sich fügte und unserer Heirath hätte dann endlich nichts mehr im Wege gestanden. Was soll nun daraus werden?“ Und bitter fügte er die Frage bei: „Wer seid Ihr, und in welcher Beziehung steht Ihr zu dem mächtigen und hochwürdigen Beichtvater des Königs, dessen Arm Euch und uns alle verderben kann?“

Ein Ausdruck des Triumpfes durchzuckte die leichtbeweglichen Züge Paolo's, als er nach einer Pause der Ueberlegung an Manoel die Frage richtete: „Seid Ihr mit dem Beichtvater des Königs verwandt, oder hat er Euch Wohlthaten erwiesen, die Euch ihm zu Dank verpflichten?“

Manoel erwiederte: „Noch bestehen seine Wohlthaten nur in Versprechungen und mich fesselt nichts an ihn als die Hoffnung. Aber auch dieses letzte Band fängt an sich zu lösen, und bald werde ich völlig allein stehen mit meiner Verzweiflung.“

„Nicht doch,“ entgegnete Paolo; „ich werde Euch an das Ziel Eurer Wünsche bringen.“

Als Manoel ihn zweifelnd und mit einem leichten Lächeln des Spottes anblickte, fuhr jener fort: „Seht mich nicht fragend und ungläubig an; ich verspreche Euch, daß ich für die Erfüllung Eurer Wünsche Sorge tragen und Euch besser Wort halten werde, als jener Pater, dem Ihr so unbedingt vertraut habt; aber ich verlange dafür von Euch einen Schwur, den Ihr mir jetzt leisten sollt, und zwar auf das heiligste, was es für Euch auf Erden gibt."

Manoel blickte beim Anhören dieser Worte noch viel verwunderter in das Gesicht Paolo's, aber ein seltsamer Ausdruck von Entschiedenheit, der aus den Augen des leidenschaftlichen jungen Mannes strahlte, wirkte so gewaltig auf Manoel, daß er wie bewältigt fast furchtsam engegnete:

„Und was soll ich beschwören?"

„Schwört mir," erwiederte Paolo, „daß Ihr auf eine einzige Frage, die ich nun an Euch richten werde, eine wahrheitsgetreue Antwort geben wollt; schwört es bei der Liebe Eurer Braut und bei Eurer eigenen Seele, die auf ewig verdammt sein wird, wenn Ihr diesmal eine Lüge sprecht."

Ganz bestürzt fühlte sich Manoel wie unter dem Einfluß einer unheimlich ihn zwingenden Gewalt, aber er faßte sich, und entgegnete muthig: „Fragt was Ihr wollt, und ich will Euch die Wahrheit erwiedern, sollte auch mein Leben dadurch verloren sein; was liegt mir ohnehin an der ganzen Welt, wenn alles mir mißglückt, und alle Hoffnungen sich mir nicht erfüllen!"

Paolo zögerte eine Weile, dann sagte er: „Gut, ich

habe Euren Schwur; nun hört, was ich von Euch zu wissen begehre. Ihr kennt den Beichtvater des Königs und wißt ohne Zweifel mehr von seiner Stellung, als ich. Er ist, wie Ihr mir gesagt habt, ein hochangesehener einflußreicher Mann, solche Leute sind nicht ohne Feinde und mich verlangt darnach, zu wissen, wer der gefürchtetste und gehaßtetste Feind des Paters ist. Nennt mir seinen Namen, sagt mir, wer hier am Hofe, in der Umgebung des Königs oder des Kronprinzen, von dem Pater und der ganzen Gesellschaft, der er angehört, am meisten gefürchtet wird. Ist es ein Feind, der so recht geeignet ist, ihm zu schaden und alle seine Pläne zu nichte zu machen, ein recht gefährlicher Gegner, so laßt mich nicht lange warten, und nennt mir ihn. Ich habe Euer Wort und Ihr habt das meine, und so gewiß ich zu Euch rede, werde ich mein Versprechen halten und Euch an das Ziel aller Eurer Wünsche führen, wenn Ihr meine Frage der Wahrheit gemäß beantwortet."

Manoel war ganz überrascht über diese seltsame und mit leidenschaftlicher Hast gestellte Frage. Er begriff nicht, was der junge Sänger für Absichten damit habe, aber er hatte sein Wort gegeben.

Er überlegte einen Augenblick und besann sich auf Vielerlei, was der etwas geschwätzige Pater Eustachio ihm und seiner zukünftigen Schwiegermutter wiederholt gesagt hatte. Da er auf diese Weise durch seinen Oheim wußte, welch' einen gehaßten und gefürchteten Feind der Pater Menca und die ganze Gesellschaft Jesu in Carvalho sahen, so nannte er dessen Namen.

Paolo athmete freudig auf und erkundigte sich genau darnach, ob Carvalho in Lissabon anwesend sei, und wo er ihn antreffen könne. Dann wiederholte er seinem Begleiter das feste Versprechen, daß er für ihn sorgen und ihm die gehoffte Stelle verschaffen werde.

Mit einem Händedruck verabschiedeten sich Beide, und während Manoel kopfschüttelnd nach dem Hause der Frau Minarda zurückkehrte, wo seine Braut und deren Mutter ihn noch lange mit neugierigen Fragen quälten, die er nicht zu beantworten wußte, eilte Paolo, sogleich in das Haus José Carvalho's.

Es gelang ihm, sogleich vorgelassen zu werden.

Carvalho war nicht wenig erstaunt, als er aus den raschen und abgebrochenen Reden des schönen Jünglings einen Theil des Zusammenhangs erfahren hatte.

Paolo entdeckte ihm, daß der Kronprinz ihn seiner Stimme wegen zu sehen begehre und daß der Beichtvater des Königs beabsichtigt habe, ihn demselben vorzustellen. Er aber habe Ursache, den Pater zu hassen und zu verabscheuen und sei daher gesonnen, sich keines Falls durch ihn vor den Kronprinzen bringen zu lassen. Wolle Carvalho aber die Vermittlung übernehmen, so stelle er sich ihm zur Verfügung, und er sei überzeugt, daß er mit der ihm von Gott verliehenen Stimme und dem guten Willen, den er zu seiner weiteren Ausbildung mitbringe, dem Kronprinzen gewiß noch viele Freude verschaffen und demjenigen, der ihn demselben zugeführt habe, den Dank und die Gunst des dereinstigen Königs gewinnen werde.

Mit immer wachsendem Erstaunen hatte Carvalho

85251

diesen Mittheilungen zugehört. Sein erfahrener Blick durchschaute sogleich die Lage der Verhältnisse und erkannte den günstigen Wink, der für ihn vom Schicksal in der, wie ihm schien, seltsamen Laune des jungen Sängers gegeben war. Auch ihm war bereits zu Ohren gekommen, daß man sich vergeblich bemüht habe, den jungen Sänger, der ganz Lissabon am Abende des Vermählungsfestes entzückt hatte, aufzufinden; wenn er es nun war, der denselben dem Kronprinzen vorstellte, so wußte er, daß dies ihm möglicherweise für alle Zeit das Wohlwollen desselben gewann.

Er verabredete daher mit Paolo, daß dieser am folgenden Abend zu ihm komme, wo er dann hoffte, den Kronprinzen zu veranlassen, sich bei ihm einzufinden, um den ersehnten Sänger zu hören und kennen zu lernen.

Paolo ging, nachdem er versprochen hatte rechtzeitig zu kommen, und suchte seine Mutter auf, der er vor der Hand nur sagte, daß der Graf Carvalho ihn dem Kronprinzen vorstellen werde.

Neuntes Capitel.

Dom José, der Prinz von Braſilien, war ein Mann von guten Anlagen, empfänglich für alles Schöne und Edle, aber von einer gewiſſen Unſelbſtändigkeit des Charakters, die grade bei ſeiner Stellung entſcheidend war für das Schickſal vieler Tauſende, denn es hing alles davon ab, in weſſen Hände er fiel, oder wer Einfluß auf ihn gewann. Seither war die Familie Tavora diejenige, zu welcher er ſich am meiſten hingezogen fühlte, und auch ſeine Vermählung änderte in dieſem Falle nichts. Namentlich war die Marqueza de Tavora, die Mutter von Tereſa de Alvor's Bräutigam, ſeine Vertraute und durfte ſich Vieles ihm gegenüber erlauben. Dieſe immer noch ſchöne Frau war voller Ehrgeiz und von einem unbeugſamen Stolze; ſie hoffte zuverſichtlich, daß der Prinz nach ſeiner Thronbeſteigung ihre Familie zu den höchſten Würden des Königreichs erheben werde, und ſie ließ daher jetzt ſchon alle ihre Bekannten fühlen, daß ſie ihrer zukünftigen Größe gewiß ſei.

In dem Hause der Tavora's ging es nach altportugiesischer Sitte sehr förmlich und prunksüchtig zu.

Je mehr die Krankheit des Königs sich zum Schlimmsten neigte, um so sicherer wiegten sich die Glieder des Hauses Tavora in kühnen Hoffnungen. Die Aerzte hatten erklärt, daß Johann, bei dem sich nun die Brustwassersucht vollkommen ausgebildet hatte, dem Tode zueile, und jedermann in Portugal beschäftigte sich, je nach den Wünschen und Hoffnungen seiner Persönlichkeit, mit der Frage, wie sich die Zustände nach dem Tode des Königs gestalten würden.

Der größte Theil des Adels und voran die Tavora's, dachte nur daran, wie sie aus der bevorstehenden Veränderung Vortheil für sich ziehen könnten.

Ebenso überlegte die Geistlichkeit, auf welche Weise sie den neuen Herrscher ganz in ihre Gewalt bekommen könne, und nur wenige hervorragende Männer des Königreichs dachten ernstlich daran, ob für das Wohl und Wehe des gesammten Volkes sich eine Besserung erzielen lasse.

Unter diesen Wenigen stand José de Carvalho oben an. Sein großes Herz hatte nur einen Wunsch, nur ein Ziel all' seines Strebens und dieses war die wahre Größe seines Vaterlandes. Seine Studien, seine Reisen, sein Aufenthalt an fremden Höfen, alles hatte er nur zu dem einen Zweck angewendet, sich darüber Klarheit zu verschaffen, durch welche Mittel Portugal von seinem tiefen Falle wieder zu erheben sei.

Er hatte wenig Hoffnung, als er vom Hofe von Wien nach Lissabon zurückkehrte, daß es ihm gelingen

werde, den Kronprinzen für seine edlen Pläne zu gewinnen, denn da ihn der Adel und die Geistlichkeit haßten, so konnte er leicht denken, daß man alles aufbieten würde, ihn von dem Kronprinzen fern zu halten und jeden Versuch der Annäherung von seiner Seite zu hintertreiben. Es war dem edlen Manne daher ganz seltsam zu Muthe, als er nun mit einem Male in spielender Weise ein Ziel erreichte, welches er so lange mit ganzer Seele erstrebt hatte.

Das Anerbieten Paola's konnte in seiner geschickten Hand eine Gelegenheit werden, um dem Kronprinzen für immer näher zu treten und das Schicksal wollte es, daß der Erfolg dieses Zufalls sogar noch weit über die kühnsten Hoffnungen des erfahrenen Staatsmannes hinausgingen.

Carvalho begab sich zu dem Kronprinzen und theilte demselben mit, daß er dem jungen Sänger, den Se. Hoheit so sehr zu sehen wünsche, auf der Spur sei. Er hoffe, ihn diesen Abend in seinem Hause dem Prinzen vorstellen zu können, wenn derselbe die Gnade haben wolle, sich dort einzufinden.

Voll Freuden sagte der Kronprinz zu und bestürmte Carvalho mit tausenderlei Fragen nach der Persönlichkeit und den Schicksalen des geheimnißvollen Sängers. Carvalho hatte jedoch nur die eine Entgegnung, daß er selbst noch nichts weiter wisse und alles erst am Abend von dem jungen Manne selbst zu erfahren hoffe, der unfehlbar kommen werde.

Da der gefährliche Zustand des Königs die Anwesenheit seines vertrauten Beichtvaters fortwährend er-

forderte, so hatte inzwischen Pater Menca noch nicht Zeit gehabt, einen Plan zu entwerfen, wie er dem Kronprinzen das Verlangen ausreden wolle, welches dieser nach dem fremden Sänger geäußert hatte. So viel jedoch stand bei ihm fest, daß er sich bei erster Gelegenheit um jeden Preis von Paolo und dessen Mutter befreien müsse, und er überlegte nur noch, auf welche Weise er deren Aufenthalt durch Manoel erkunden, und wie er dann für ihre heimliche Fortschaffung sorgen wolle.

Am Abend zur bestimmten Stunde, begab sich der Kronprinz ohne jegliches Gefolge zu Carvalho, dessen Wohnung er bis jetzt noch nicht betreten hatte. Die Art und Weise, wie er dort, als er an der Pforte des Hauses aus seinem Wagen stieg, von Constanze und ihrem Gatten empfangen wurde, übte einen so wohlthuenden Eindruck auf ihn aus, daß er sich schon ganz heimisch fühlte, und weit mehr aus sich herausging, als er sonst zu thun pflegte.

Die Einfachheit, welche aus der ganzen Einrichtung des Hauses, die Herzlichkeit, die aus jedem Worte der Bewohner desselben sprach, war ihm neu und verfehlte nicht, ihn in eine ungewohnte Stimmung des Behagens zu versetzen.

Würdevoll, aber frei von der Gespreiztheit der portugiesischen Damen benahm sich Constanze, die eine sehr kostbare, aber ganz prunklose Toilette gemacht hatte.

Carvalho konnte voraus wissen, daß der Kronprinz mit großer Ungeduld auf das Erscheinen des Sängers warten werde, und um ihm jedes Gefühl des Unbehagens fern zu halten, sorgte er dafür, daß Paolo bald eintrat.

Der junge Mensch war in seinem gewöhnlichen zierlichen, aber einfachen Anzuge, und seine überraschend schöne Erscheinung nahm den Kronprinzen sogleich für ihn ein.

Offen und freimüthig beantwortete Paolo die Fragen, welche ihm gestellt wurden; er nannte den Namen seiner Mutter, Michaela Cosentis, erzählte von der Armuth, in der er groß geworden und verschwieg nur das dunkle Schicksal seiner Herkunft, indem er vorgab, darüber nichts Näheres zu wissen.

Er erzählte, daß er erst seit Kurzem mit seiner Mutter in Lissabon angekommen sei und sich durch allerlei kleine Geschicklichkeiten und Handleistungen seinen Unterhalt verdiene. Er hatte früher zuweilen als Knabe mit seiner Mutter gesungen und auf den Dörfern dadurch manches Stück Geld verdient, aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, seine Stimme in letzterer Zeit, seitdem dieselbe sich vollkommen entwickelt hatte, in ihrer vollen Kraft erklingen zu lassen. Da sei er nun vor einiger Zeit aus Neugierde in die Oper gegangen und habe da die Aufführung des Camoens gesehen. Wunderbar habe er sich davon ergriffen gefühlt und die große Arie des Velasco sei ihm vollständig im Gedächtniß geblieben. An jenem Abende nun, als er in einer kleinen Barke ganz allein das Volksfest auf dem Tajo mit angesehen habe, sei es plötzlich über ihn gekommen, wie ein unwiderstehlicher Drang, und als er von einem Chore junger Männer die Einleitung zu der großen Arie habe singen hören, sei er seiner selbst nicht mehr mächtig gewesen, und habe mit

voller Stimme und recht aus tiefem Herzen das beliebte Gesangstück angestimmt.

Mit großem Interesse hörten der Kronprinz, Carvalho und Constanze diese ungeschminkten Mittheilungen an. Es war offenbar, daß ein Talent von ganz ursprünglicher Art sich ihnen hier offenbarte.

Die ganze Art, wie der junge Mann sich benahm, das Feuer seiner Blicke, die ungezwungene und doch nie verletzende Art seiner Sprache, alles das kennzeichnete die Genialität seiner Natur und der Kronprinz konnte nicht müde werden, ihn zu bewundern.

Constanze setzte sich bald darauf an das Clavier und spielte die Einleitung zu der Arie aus dem Camoens.

Der Kronprinz nahm dicht an der Seite Paolo's Platz und Carvalho hatte sich etwas in den Hintergrund zurückgezogen.

Paolo begann zu singen und wieder übte sein Gesang jene zauberhafte Wirkung, wie sie nur selten einem Menschen vergönnt ist. Kaum vermochte Constanze die Begleitung fortzuspielen, so sehr fühlte sie sich von dem Gesange ergriffen und hingerissen, und der Kronprinz gerieth vor Entzücken und Bewunderung ganz außer sich.

Die Stimme Paolo's war nicht nur stark und rein, sie besaß auch jenen sympathischen Schmelz, der dem Hörer bis in die tiefste Seele dringt. Er sang die Arie bis zum Schluß und alle Sehnsucht, welche der Componist in die Rolle des großen Dichters, der von seinem geliebten Vaterlande getrennt ist, gelegt hatte,

ließ er in seinen Tönen an das Ohr der Hörer dringen.

Die letzte Strophe lautete:

„O Du, mit welchem Namen soll ich nennen,
Dich, mein geliebtes theures Vaterland,
Von Deinem Ruhm fühl' ich mein Herz entbrennen
Und heiße Sehnsucht ist Dir zugewandt:
Mein Portugal, vor Deinem Heldenheere
Erzittern ferne Länder und die Meere."

Als Paolo geendet hatte, stand der Kronprinz voll Entzücken auf und er, sowie Constanze, ergossen sich in einer Fluth von Lob und Bewunderung des herrlichen Gesanges.

In ihrem Entzücken vergaßen sie anfänglich ganz darauf, daß Carvalho nicht seine Ansicht mit der ihrigen vereinigt aussprach. Endlich wendete sich der Kronprinz verwundert um, indem sein Auge nach Carvalho suchte.

Dieser saß im Hintergrunde des Zimmers, den Kopf vorgebeugt und das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Ein unterdrücktes leises Schluchzen ließ sich vernehmen und heiße Thränen benetzten die Hände des tiefbewegten Mannes.

Der Kronprinz war anfänglich etwas erstaunt über die gewaltige Erschütterung, welche den sonst so ernsten und besonnenen Mann ergriffen hatte, aber die Weihe des Momentes verfehlte nicht, seine Seele zu einem klareren Verständniß, zu höherem Aufschwung zu führen. Er begann für Carvalho ein Gefühl wahrer Verehrung zu empfinden und begriff die Stimmung, welche dessen Brust so schmerzlich bewegte.

Wenn er selbst auch als leidenschaftlicher Musikliebhaber in dem Gesange Paolo's auf nichts anderes geachtet hatte, als auf die Schönheit der Stimme und den musikalischen Ausdruck, so wurde ihm beim Anblicke der tiefen Rührung Carvalho's mit einem Male klar, daß auch noch eine andere Seite im Gemüthe jedes echten Portugiesen beim Anhören dieser Arie wehmüthig erklingen mußte.

So sehr Prinz José auch in diesem Augenblicke von Freude und Entzücken über den musikalischen Genuß durchdrungen war, so vermochte er doch die Gefühle, welche sich so ergreifend Carvalho's bemächtigt hatten, zu verstehen und nachzuempfinden.

Er ging auf den Mann zu, dessen treue Vaterlandsliebe sich so unverkennbar und überwältigend in diesem Augenblick geoffenbart hatte, und zog ihm die Hände sanft von dem Gesichte.

Carvalho stand auf und der Prinz umarmte ihn lange und innig.

So schlossen diese beiden Männer in einem durch den Genius der Kunst geweihten Augenblicke einen Bund, dessen Nachwirkungen ihr ganzes Leben überdauern sollte.

Der Kronprinz hatte einen unbefangenen Blick gethan in das edle Herz Carvalho's, und keiner Verläumdung konnte es später mehr gelingen, sein Vertrauen zu ihm zu erschüttern.

Der Abend verlief würdig dieses erhebenden Vorfalls.

Nachdem der Kronprinz mit Paolo verabredet hatte, was zu dessen weiterer Ausbildung geschehen solle und

nachdem er ihn für den folgenden Tag in seinen eigenen Palast bestellt hatte, verließ der Sänger den Saal.

Der Kronprinz aber blieb mit Carvalho und Constanze allein und verlebte einige Stunden frei von aller Etiquette in herzlicher Gemüthlichkeit. Die deutsche Art, wie Constanze den hohen Gast in ihrem Hause behandelte, gefiel ihm besser, als aller Prunk und Glanz, die ihm in den Häusern des portugiesischen Adels und namentlich bei der Familie Tavora, entgegengetreten waren.

Es war, als hätte der Schutzgeist des schönen Königreichs grade in der entscheidenden Stunde dem Kronprinzen jenen Mann zuführen wollen, der seines Vertrauens am würdigsten war, denn wenige Tage nachher befreite der Tod den König Johann von seinen Leiden und die Glocken aller Kirchen von Lissabon verkündeten dem Volke dieses langvorhergesehene traurige Ereigniß.

Zehntes Capitel.

Der Tag war angebrochen, an welchem König Johann's Leiche in der Gruft zu Belem beigesetzt werden sollte.

Schon am frühen Morgen wallfahrteten die schaulustigen Bewohner Lissabons hinaus, um, wenn auch nicht der Feier selbst beiwohnen zu können, doch wenigstens die Ankunft der hohen Herrschaften zu sehen und Beobachtungen über dieselben anzustellen.

Das Innere der Schloßkirche war schwarz verhängt, die Crucifixe und Leuchter von Silber, und allenthalben reiche silberne Verzierungen angebracht. Vor dem Hauptaltar erhob sich ein Katafalk, ebenfalls schwarz bedeckt und reich mit Silber verziert; über ihm wölbte sich ein schwarzer Baldachin und rings umher standen eine große Anzahl silberner Kandelaber.

Obgleich nur einer gewissen Anzahl von bevorzugten Personen der Zutritt gestattet war, so war die Kirche doch vollständig gefüllt, und auf dem Chore der Orgel hatte sich bereits ein auserwähltes Sängerchor eingefunden, um das Requiem zu singen.

Die ersten Künstler der königlichen Kapelle befanden sich darunter und ganz im Vordergrunde erblickte man den jungen Paolo Cosentis, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in die Oeffentlichkeit treten sollte. Seine Anwesenheit erregte fast ebensoviel Aufmerksamkeit, als die ganze übrige Ceremonie der Beisetzung.

Während so die versammelte Menge dem Beginn der Feier entgegensah und in den Logen sich bereits ein großer Theil der Damen des höchsten Adels versammelt hatte, ging plötzlich eine allgemeine Bewegung durch die andächtige Menge und die meisten Damen wendeten den Kopf nach einigen soeben eintretenden in ganz Lissabon wohlbekannten Frauen.

Es war die stolze, noch immer schöne Marqueza von Tavora und an ihrer Seite die Gräfin von Alvor mit ihrer Tochter Teresa. Letztere war es namentlich, welche die Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihre hohe schlanke Gestalt war bis zu den kleinen Füßen von einem dichten schwarzen Schleier verhüllt, aber trotzdem erkannte man sie augenblicklich zwischen den andern verhüllten Frauengestalten, die ihrer Mutter und der Marqueza zum Gefolge dienten. „Das ist die schöne junge Gräfin Teresa, die Verlobte des jungen Tavora," flüsterte man sich untereinander zu, als die Damen die Stufen emporstiegen, um in ihre Loge zu gelangen, welche sich hinter dem Altar etwas erhöht befand, so daß sie von dort aus die Kirche und die ganze Ceremonie vortrefflich übersehen konnten.

Die Ankunft Teresa's war nicht nur unter der im Schiffe der Kirche versammelten Menge bemerkt worden,

sie hatte auch auf die den Katafalk umgebenden jungen Edelleute, welche sämmtlich in schwarzen Rüstungen prangten, einen großen Eindruck hervorgebracht, und einer darunter, es war Luiz de Tavora, empfing von allen Seiten die Glückwünsche und Ausdrücke der Bewunderung und des Neides seiner Bekannten.

Ein Kanonenschuß verkündete jetzt, daß die Träger der königlichen Leiche soeben die Gemächer des Schlosses verließen, die Glocken begannen zu läuten und von fernher vernahm man auch den Klang der Glocken sämmtlicher Kirchen Lissabons.

Unter dem Schalle einer gedämpften Musik gelangte der Zug in die Kirche. Sechs Infanten des Reichs stellten den Sarg auf den Katafalk und sämmtliche hohe Geistliche und weltliche Würdenträger umringten denselben.

König José, der Nachfolger des Verstorbenen, stand zu Häupten des Sarges und um ihn her die fremden Gesandten befreundeter Mächte.

Die Königin Wittwe und die Infantinnen des Hauses erschienen in ihrer Loge, als die heilige Handlung ihren Anfang nahm und der Cardinal Motta die Stufen des Altars betrat, um das Todtenamt zu halten.

Die Priester, welche ihn während der heiligen Handlung bedienten, waren die ersten des Reiches und unter ihnen zog der Pater Menca die meiste Aufmerksamkeit auf sich.

Teresa hatte von ihrer Loge aus die Eintretenden alle beobachtet. Das Herz war ihr grade an diesem

Tage unaussprechlich schwer. Sie hatte in der vorhergehenden Nacht einen Traum gehabt, dessen Bild noch immer vor ihrer Seele schwebte und sie mit Furcht erfüllte.

Ganz in derselben Weise, wie sie jetzt die Kirche geschmückt sah, war ihr dieselbe im Traum vorgekommen. Dabei hatte sie den Sarg des verstorbenen Königs auf dem Katafalk erblickt und zu Häupten desselben stand der jetzige König, bleich und trauernd, in schwarzer Kleidung. Dann hatte sie einen hagern Mann gesehen, in welchem sie den Pater Menca, den Beichtvater des verstorbenen Königs, erkannt hatte. Trotzdem, daß ihr dieser Mann stets wie eine Art Heiliger geschildert war und sie von ihm, wie vor den Vätern Jesu im allgemeinen, eine Art kindlicher Ehrfurcht hegte, wurde sie doch im Traume von entsetzlicher Furcht ergriffen, als sein sonst so ruhiges, strenges Gesicht ihr verzerrt von Leidenschaft und Wuth erschien. Zuletzt hatte sie gesehen, wie er einen versteckt gehaltenen Dolch hervorzog und mit vor Wuth funkelnden Augen auf den arglos in Betrachtung versunkenen König zustürzen wollte. In demselben Augenblick war sie mit einem Angstschrei erwacht.

Dieser Traum hatte eine verdoppelte Wirkung auf Teresa gehabt. Sie fühlte sich von Theilnahme für den König und von Abneigung gegen Menca erfüllt, wenngleich sie gar keine Veranlassung hatte, dem Letzteren irgend etwas Schlechtes oder Gefährliches zuzutrauen.

Sie wußte, daß Paolo Cosentis es verschmäht hatte,

sich von demselben dem damaligen Prinzen von Brasilien vorstellen zu lassen, aber sie hatte geglaubt, diese Weigerung habe ihren Grund in einer Abneigung Cosentis gegen die Würde des Paters als Mitglied der Gesellschaft Jesu, und sie war daher viel eher geneigt, dem Sänger, dessen ganzes Wesen ihr bei jeder Gelegenheit excentrisch und unverständig erschien, zu zürnen, als an der Frömmigkeit und Heiligkeit Menca's zu zweifeln.

Vorher schon hatte sie auf dem Chore die Gestalt Paolo's erkannt, sie hatte dann mit großer Bewegung das von dem Eindruck des düstern Augenblicks bleichgewordene Gesicht des Königs betrachtet, welches sie mächtig an den Traum der vergangenen Nacht erinnerte, und endlich war ihr Auge an den strengen und harten Gesichtszügen des Pater Menca hängen geblieben. Ein Gefühl von Bangigkeit erfaßte sie, als sie nun auch Carvalho unter der Umgebung des Königs erkannte. Aus den Erzählungen ihrer Zofe ahnte sie, daß ein wichtiges und vielleicht gefährliches Geheimniß zwischen diesen Männern waltete, aber sie war zu wenig eingeweiht in die Angelegenheiten des Staates, um den Kern dieser Beziehungen zu kennen.

Das Requiem hatte begonnen und bereits waren mehrere Nummern vom Chore und einzelnen Solosängern vorgetragen worden, als das Orchester eine Introduction spielte, nach welcher Paolo Cosentis eine große Arie zu singen hatte.

Voll und rein schwebten die Töne durch die Wölbung der Kirche und der Zauber der Kunst zeigte sich in seiner schönsten Glorie.

Tröstend und erhebend wirkte der Gesang auf alle Anwesenden und löste den Schmerz der Familie des Dahingeschiedenen in sanfte Wehmuth auf.

Paolo begann in diesem Augenblick einen Triumph zu feiern, wie er ihn später kaum wieder erlebte. Aber plötzlich, mitten in seinem Vortrage, wurde er unterbrochen, indem ein jäher Aufschrei die ganze Feier störte und die Aufmerksamkeit aller Versammelten auf die Loge zog, wo die Marqueza de Tavora sich mit der Gräfin Alvor und deren Tochter Teresa befand.

Die Gestalt Teresa's war von der Logenbrüstung verschwunden und man bemerkte, daß die bei ihr anwesenden Damen sich niederbückten und eifrig beschäftigt waren, das ohnmächtig hingesunkene Mädchen zu erheben.

Kurze Zeit darauf trug man die Bewußtlose aus der Kirche und das konnte nicht anders geschehen, als indem man sie ziemlich nahe bei dem König vorübertrug, der mit tiefer Bewegung in das bleiche Gesicht des schönen Mädchens blickte.

Er hatte sie seit dem Hofballe vor seiner Verheirathung nicht wiedergesehen, und wenn ihr Anblick schon damals fesselnd auf ihn wirkte, so mußte er jetzt, unter so ergreifenden Umständen, um so tiefer bei ihm haften. Die Marqueza blieb in Verzweiflung in ihrer Loge zurück, denn ihr war dieser Vorfall im höchsten Grade peinlich; Teresa's Mutter begleitete die Frauen, welche die Ohnmächtige in eins der Gemächer des Schlosses trugen.

Als sich Teresa wieder erholt und ihre Gedanken gesammelt hatte, waren ihre ersten Worte: „Ist er gerettet?“ Und auf die erstaunte Frage ihrer Mutter, wen

sie meine, besann sie sich erst auf das Vorgefallene. Sie glaubte, daß alles nur ein Traum gewesen sei. Sie hatte nämlich, kurz nachdem Paolo seine große Arie begonnen hatte, einen zufälligen Blick auf den Pater Menca geworfen und in dessen Gesicht und Haltung genau denselben Ausdruck wiedergefunden, den sie im Traum der Nacht an ihm gesehen. Der Pater hatte nämlich grade in demselben Augenblick den Sänger auf dem Chor erkannt und war, seiner selbst kaum mächtig, so von der Gewalt des auf ihn eindringenden Gefühls der Wuth ergriffen worden, daß er unwillkürlich einen Griff nach dem unter seinem Gewande verborgenen Dolche that. Grade in diesem Augenblick war Teresa's Blick auf ihn gefallen und sie hatte den Schrei ausgestoßen, der ihrer Ohnmacht vorherging.

Die Störung war nur momentan gewesen. Als die Ohnmächtige hinausgetragen war, nahm die Trauerfestlichkeit ihren weiteren Verlauf. Der Sarg wurde unter ergreifenden Gesängen in die Gruft gesenkt und die Messe zu Ende gelesen.

Aber der Vorfall hatte doch auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck gemacht und man erschöpfte sich in Vermuthungen.

Luiz de Tavora war sogleich nach Beendigung der Ceremonie zu seiner Verlobten geeilt. Er fand sie bleich und sehr ergriffen. Kurze Zeit darauf kam auch die Marqueza. Sie war getröstet über den Unfall, denn der König und die Königin hatten mit herzlichen Worten ihre Theilnahme ausgesprochen.

Elftes Capitel.

Wenn der indiscrete Blick eines Vorübergehenden wenige Monate nach den zuletzt erzählten Ereigniſſen in das obere Zimmer im Häuschen der Frau Minarda hätte dringen können, ſo würde er daſelbſt eines Morgens die hübſche Margarita erblickt haben, wie ſie, vor dem Spiegel ſtehend, mit ganz beſonderer Sorgfalt bei ihrer Toilette beſchäftigt war.

Noch bedeckte kein Mieder die reizenden Formen der runden Schultern und des weißen Buſens; die nackten Arme waren über den Kopf emporgehoben, wo Margarita mit ihren kleinen Händen die üppigen ſchwarzen Haare ordnete, welche aufgelöſt über ihren zierlichen Wuchs herabfielen.

Mit einem Male erſchrak ſie heftig, denn die Thür wurde geöffnet und Manoel trat mit freudeſtrahlendem Geſicht herein, da Frau Minarda nicht für nöthig gefunden hatte, ihn heute, wie ſie ſonſt wohl gethan haben würde, zurückzuhalten. Das junge Mädchen ſtieß einen leiſen Laut des Schreckens aus, und während eine tiefe Schaamröthe ihre Wangen bedeckte, verſuchte

sie mit ihren entblößten Armen, so gut es eben gehen wollte, Schultern und Busen zu bedecken. Aber Manoel schien in einer höchst übermüthigen Laune zu sein, mit seinen beiden Händen faßte er die Hände des beschämten Mädchens und bedeckte lachend ihr Gesicht und ihren Hals mit seinen Küssen.

Margarita wurde böse und als sie sich seinen Liebkosungen nicht entwinden konnte, stampfte sie ärgerlich mit dem Fuße auf und sagte ernsthaft zürnend:

„Schickt es sich wohl für einen anständigen Bräutigam, sich so zu betragen?"

„O mein hübsches Bräutchen," erwiederte Manoel, „indem er mit dem einen Arm Margarita's Taille umfaßte, ohne jedoch ihre Hände frei zu geben, welche er nun mit seiner linken festhielt, „ist es heute noch nöthig, so streng gegen mich zu sein? Heute, an unserm Hochzeitstage, an welchem Du mir übergeben wirst mit Leib und Seele, ebenso wie ich Dir? Weshalb willst Du mir also zürnen, wenn ich jetzt schon ein wenig meine Rechte als Ehemann ausübe. Schnell gib mir als Entschädigung dafür freiwillig einen recht zärtlichen Kuß, oder ich muß glauben, daß Du mich gar nicht mehr liebst."

Margarita gab ihm zwar keinen Kuß, aber sie duldete es, daß er sich deren eine ganze Menge nahm, und alsdann ließ er es geschehen, daß sie sich seinen Armen entwand und schnell ein Tuch umwarf, um ihre jungfräulichen Reize zu verhüllen.

Darauf frug sie, weshalb er so früh schon komme und sie so ohne weiteres gestört habe.

Manoel setzte sich nieder und Margarita überflog mit einem Blick den gewählten Anzug, den er trug. Seit einigen Wochen hatte das Schicksal der beiden jungen Leute endlich sich zu ihrem Glück geneigt. Manoel war durch die Fürsprache Paolo Cosentis und Carvalho's erster Kämmerer des Königs geworden und Margarita war seit einigen Tagen aus dem Hause der Gräfin Alvor zu ihrer Mutter zurückgekehrt, um die letzten Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen. Heute nun war der ersehnte Tag gekommen, und das Brautpaar sollte von Manoel's Oheim, dem guten Pater Eustachio, getraut werden, worauf der königliche Kämmerer sein junges Weib in seine Dienstwohnung, welche ihm im Schlosse zu Belem angewiesen war, einzuführen gedachte.

„Ich will Dir mittheilen," sagte er jetzt, „was mich so früh hierher geführt hat. Cosentis, der Günstling des Königs und unser Gönner, hat sich die Erlaubniß ausgebeten, ein kleines Fest veranstalten zu dürfen, um unsere Hochzeit zu feiern."

„O Gott," rief Margarita erschrocken aus, „am Ende kommt auch noch der König auf unsere Hochzeit; Du mein Himmel, ich werde aus Verlegenheit vor ihm in die Erde sinken."

„Närrchen," entgegnete Manoel, „Du wirst Dich daran gewöhnen müssen, ihn öfter zu sehen, und ich gebe Dir die Versicherung, daß er sich von andern Menschen nur durch seine größere Leutseligkeit und Herablassung unterscheidet. Aber sei nicht bange; eine

solche Ehre wird uns nicht zu Theil. Es handelt sich um die Anwesenheit anderer Personen."

Margarita hörte mit einem zögernden Kopfnicken zu und Manoel fuhr fort, indem er sagte: „Paolo hat es sich in den Kopf gesetzt, daß Du die junge Gräfin von Alvor zu dem Feste einladen sollst und Du weißt, daß er keinen Widerspruch verträgt. So habe ich ihm denn versprochen, Dich zur Erfüllung seines Wunsches zu veranlassen."

„Ich glaube nicht, daß Gräfin Teresa auf den Vorschlag eingehen wird," versetzte Margarita, „wenigstens nicht, wenn sie erfährt, daß das Fest von Paolo ausgeht, und daß er es ist, der ihre Anwesenheit wünscht."

„Hat er sie denn so schwer beleidigt?" fragte Manoel.

„Ich weiß nicht, was sie mit ihm hat," versetzte Margarita; „nach jenem Abend, wo er sie zum ersten Male sprach, war sie wie umgewandelt, wenn sie von ihm redete; sie muß ihn sich wohl anders gedacht haben und sein leidenschaftliches Ungestüm scheint ihr nicht gefallen zu haben. Seitdem hat sie ihn nicht wiedergesehen und ihre Vermählung mit Dom Luiz, Marquez de Tavora, ist, wie Du weißt, für den nächsten Monat festgesetzt."

„So mußt Du," meinte Manoel, „ihr gar nicht sagen daß das Fest von Paolo ausgeht, damit sie nicht im voraus befürchtet, er werde sich ihr dort aufdrängen. Jedenfalls wäre es mir lieb, wenn Du sie veranlaßtest, zu kommen, denn Paolo Cosentis ist so sehr des Königs Liebling, daß man bedacht sein muß,

ihm nicht zu erzürnen. Wohin das noch kommen soll, begreife ich nicht. Trotz und Leidenschaftlichkeit, die von Anfang an im Uebermaaß bei dem jungen Mann zu finden waren, werden durch des Königs einseitige Vorliebe immer mehr gesteigert. Es ist nur ein Glück, daß der junge Mann sich um nichts weiter bekümmert, als um seine Musik. Das hat ihm auch die ganze Gunst des Dom José de Carvalho gewonnen, denn sähe der mehr in ihm, als ein Spielzeug für den König, so würde er ihn gewiß nicht mit so viel Vorliebe behandeln, wie er es thut."

„Der arme Mensch," versetzte Margarita, „ist gewiß sehr unglücklich, weil ihn die junge Gräfin verschmäht."

„Sie war von seiner Stimme bezaubert," entgegnete Manoel, „und da sie ihn näher kennen gelernt hat, sieht sie ein, daß seine Person dem Bilde nicht gleicht, das sie von ihm sich entworfen hatte."

„Aber ist er nicht schön wie ein junger Heiliger?" frug Margarita.

„Das mag er sein," entgegnete lächelnd Manoel, „aber Gräfin Teresa wird wohl schwerlich einen Mann nur seiner Schönheit wegen lieben, denn diese ist, ebenso wie seine herrliche Stimme, nur eine Gabe der Natur, und es kommt noch auf mehr an, als auf solche zufällige Vorzüge. Hätte Paolo weniger Trotz und leidenschaftlichen Eigenwillen, so würde er sich vielleicht noch manches aneignen können, was ihm fehlt, so aber habe ich schon oft darüber nachgedacht und mich gefragt, ob wohl der König, wenn Paolo plötzlich seine schöne Stimme verlieren würde, ihn ebenso mit seiner

Gunst überhäufen und fortfahren möchte, jede seiner Launen zu befriedigen."

„Das glaube ich schwerlich," meinte Margarita.

„Siehst Du," entgegnete Manoel, „das ist eben das Eigenthümliche solcher mit ganz besonderen Gaben ausgestatteter Menschen; sie blenden und entzücken mit diesen ihren Vorzügen, aber am Ende liebt man nicht sie selbst, sondern eben nur den Genuß, den sie uns bereiten, und sobald sie sich denjenigen, die sie bewundern und bezahlen, persönlich nähern, so schwindet der Nimbus und es tritt oft gegenseitige Täuschung ein. Aber laß uns darüber nicht weiter discuriren, ich gehe jetzt, um meinem Oheim genauen Bescheid zu sagen; Du magst unterdessen Deinen Anzug vollenden und dann die Gräfin zu unserm Feste bitten. Sie darf es Dir nicht abschlagen, biete also alles auf, sie zu überreden."

Noch einen zärtlichen Kuß drückte der glückliche Bräutigam auf Margarita's Lippen, dann entfernte er sich.

Frau Minarda, welche an diesem hochwichtigen Tage ihren Laden geschlossen hatte, ging nun ebenfalls mit verdoppeltem Eifer an die Wahl ihres Anzugs, denn da sie die Aussicht hatte, mit den vornehmsten Herrschaften zusammenzukommen, so konnte sie die Bänder nicht bunt und breit genug, und Farbe und Form der einzelnen Kleidungsstücke nicht auffallend genug finden.

Margarita legte inzwischen vorläufig den Brautstaat noch nicht an; sie nahm ihre Mantille und begab sich in das Haus der Gräfin Alvor.

Sie hatte Mutter und Tochter genügend kennen

gelernt, um sich unterwegs in ihrem schlauen Köpfchen einen Plan ausdenken zu können, wie sie dieselben zur Theilnahme an dem Feste bereden wolle.

Und es gelang ihr in der That, wenngleich Teresa eine zeitlang zögerte. Margarita verdankte den günstigen Erfolg ihrer Bemühungen einigen schlau angebrachten geheimnißvollen Andeutungen, aus denen die alte Gräfin schloß, daß der König möglicherweise das einfache Fest auf einige Augenblicke durch seine Gegenwart verherrlichen werde.

Einige Stunden darauf war die Trauung und nach derselben begaben sich die Theilnehmer an den verabredeten Ort.

Eine abgelegene Partie der reizenden Anlagen, welche das Schloß Belem umgaben, gewährte einen prächtigen Raum für das ländliche Fest, welches Paolo seinen Schützlingen zu geben gedachte.

Er wählte jenen Theil des Parkes, weil sich derselbe an dem Ufer des Tajo hinzog und einen zauberhaften Blick auf jenen Theil des Flusses, wo Teresa ihn zuerst gesehen hatte, gewährte. Dort sollte im Freien gegessen, getrunken, getanzt und musicirt werden. Unter einer Gruppe von Kastanien waren Tische aufgestellt, und eine herrliche grüne Wiese bot willkommenen Raum, um als Tummelplatz für Spiel und Tanz zu gelten.

Teresa von Alvor fuhr mit ihrer Mutter bis zu einem der abgelegenen Eingänge des königlichen Gartens, von dort ließen die Damen den Wagen zurückfahren und begaben sich zu Fuß nach dem Ort des Festes.

Sie wurden freundlich bewillkommt. Paolo war zugegen, und so sehr Teresa durch diese unerwartete Begegnung erschreckt war, so konnte sie doch nicht umhin, ihm höflich zu begegnen.

Er begrüßte sie mit Unbefangenheit, so daß Teresa erfreut war und ihn von seiner Leidenschaft geheilt wähnte.

Dieser Theil des Parkes war nicht in jenen gekünstelten Weise angelegt, wie die übrigen Partien desselben, wo sich nach der Mode jener Zeit Rotunden und Grotten, Statuen, Tempel und Kioske befanden. Nur ein nahes Bassin mit Wasserkünsten, worin steinerne Wasserrosse, Tritonen und Nymphen sich zu tummeln schienen, erinnerte daran, daß man sich in einem königlichen Schloßgarten befand.

Die Gesellschaft erging sich zuerst in der Nähe des Flußufers und bevor Teresa darauf achtete, hatte ihr Interesse für Paolo's künstlerische Entwicklung sie so tief in ein Gespräch mit ihm hineingezogen, daß sie unbemerkt ihm folgte, als er seine Schritte etwas weiter abseits von der andern Gesellschaft lenkte.

Paolo erzählte ihr anfangs ruhig von den zahlreichen Beweisen von Gunst, die der König ihm fortwährend zuwandte. Er erging sich in den kühnsten Hoffnungen für seine Zukunft, und während Teresa ihm mit inniger Antheilnahme zuhörte und sich ganz in seine Hoffnungen versenkte, begann er plötzlich, nachdem er sich ziemlich weit von der übrigen Gesellschaft mit ihr entfernt hatte, ihr wieder von seiner Liebe zu reden, und ihren Besitz als das höchste Ziel seiner Wünsche hinzustellen.

Teresa war gekränkt, aber sie beherrschte sich und

versuchte, ihm die Haltlosigkeit seiner Wünsche vorzuhalten, indem sie ihm mit Bestimmtheit mittheilte, daß ihre Verbindung mit Luiz de Tavora in nächster Zeit vollzogen würde.

Paolo wurde hierüber aufgebracht und die wilde Leidenschaft seiner Natur regte sich; er schwur, daß er den Besitz Teresa's keinem andern gönnen werde, und berief sich zuletzt auf den Schutz des Königs, mit dessen Hilfe er den Nebenbuhler zu verdrängen hoffe.

Mit ruhiger Würde sah ihn Teresa an und entgegnete: „Der König wird wohl zu unterscheiden wissen, wo die Grenze seiner Macht ist und es wird ihm nie einfallen, aus Rücksicht auf einen Günstling seiner Laune da Vorschriften machen zu wollen, wo es sich um die freie Entschließung von Personen handelt, die den edelsten Geschlechtern des Landes angehören."

Auf solche Aussprüche ruhiger Besonnenheit fand Paolo, der sich stets von der Schrankenlosigkeit seiner Stimmungen beherrschen ließ, keine Erwiederung. Stumm und schmerzlich blickte er vor sich hin.

Teresa fühlte Mitleid mit ihm und reichte ihm wie zur Versöhnung die Hand.

Der Ort, an dem sie sich befanden, war ein von Bäumen umschlossener Fleck.

Paolo ergriff die Hand Teresa's und bedeckte sie mit stürmischen Küssen. Dann aber erfaßte ihn plötzlich wieder der Dämon seiner wilden Leidenschaftlichkeit, er umschlang mit seinen Armen das tödtlich erschrockene Mädchen und preßte seinen Mund auf ihre Lippen.

Teresa war heftig erschrocken, aber sie ermannte sich

und mit der vollen Entrüstung gekränkter Weiblichkeit stieß sie den Rasenden von sich. Sie enteilte von dem Orte, indem sie rasch in höchster Erregung zu der Hochzeitsgesellschaft zurückkehrte.

Paolo, der zurückblieb, warf sich voll Schmerz und Wuth zu Boden und es währte eine geraume Weile, bis er sich so weit bezwungen hatte, um ebenfalls zu den Uebrigen zurückzukehren.

Als er dort anlangte, war der König kurz vorher in ganz einfacher Kleidung und ohne alles Gefolge zu der Gesellschaft gekommen.

Manoel besaß bereits im höchsten Grade das Zutrauen seines Herrn und dieser, welcher vorgab, auf einem Spaziergang durch den Park in die Nähe gelangt zu sein, beglückwünschte das junge Ehepaar in sehr herablassender Weise. Darauf wendete er sich zur Gräfin von Alvor und knüpfte mit ihr und Teresa, welche noch von dem gehabten Schreck ganz verwirrt aussah, ein freundliches Gespräch an.

König José hatte es absichtlich vermieden, seit jenem verhängnißvollen Tage in der Schloßkirche mit Teresa zusammenzutreffen. Er fühlte nur zu gut, daß es sich zwischen ihm und dem Mädchen um eine gefährliche Leidenschaft handle, und da er von ihrer Verlobung wußte, so bezwang er den Wunsch, sich ihr zu nähern.

Die Qualen der Sehnsucht, die ihn oft ergriffen, wenn er an der Seite einer ungeliebten Gattin an Teresa dachte, konnte er nicht unterdrücken; ebensowenig war es ihm möglich, ein Gefühl eifersüchtiger Abneigung gegen den Namen Tavora zu bezwingen.

Anfangs bemerkte niemand die Wandlung seiner Gesinnung gegen die Tavora's, und die Marqueza, im Gefühl ihrer früheren bevorzugten Beziehungen zu Dom José, ergriff die erste Gelegenheit, den neuen König um eine Gnade zu bitten. Sie wünschte den Herzogstitel für ihren Sohn, aber der König, ganz im Widerspruch zu seiner früheren Art und Weise, schlug der ehrgeizigen Frau dieses Verlangen kurz ab.

Durch den Bruch, der nun zwischen dem Könige und dem Hause Tavora entstand, wurde José nur noch mehr zu Carvalho gelenkt, und somit wirkte alles — seine Neigung zur Musik, wie seine Leidenschaft für Teresa — auf dasselbe Ziel hin.

Im Gespräch mit dem König war Teresa verwirrt, und dieser Umstand verlieh ihr einen Reiz mehr, so daß der König lebhaft an jenen Abend erinnert wurde, wo er sie zum ersten Male auf dem Hofballe gesehen hatte.

Er erinnerte Teresa an jenes Zusammentreffen und frug sie, ob sie damals nicht ein kleines silbernes Medaillon vermißt habe.

Teresa wurde durch diese Fragen an alle die Einzelheiten jenes verhängnißvollen Abends erinnert und sie erwiederte sehr lebhaft, daß sie allerdings ein solches Medaillon damals bei sich gehabt und verloren habe, worauf ihr der König mittheilte, er habe dasselbe gefunden und besitze es möglicherweise noch.

Teresa erröthete lebhaft über diesen seltsamen Zusammenhang und wollte nicht glauben, daß ein so unscheinbarer Gegenstand so lange aufbewahrt worden sei.

Der König hatte hierauf eine artige Antwort, die faſt wie eine Erklärung klang, und Tereſa fühlte, wie einen Nachklang von jenem erſten Eintreten in die Welt, ein etwas ſtärkeres Pochen ihres Herzens.

Der König war kein Jüngling mehr, er ſtand in der Blüthe der Mannesjahre, aber er war ein ſchöner Mann von imponirender Geſtalt und lebhaften Zügen; dazu war er ein König und man wußte, daß ſeine Ehe mit der ſpaniſchen Prinzeſſin nur die Folge einer Uebereinkunft war.

Während der König ſo mit Tereſa im lebhaften Geſpräch war, hatte ſich Paolo, noch erfüllt von peinlicher und ſchmerzlicher Stimmung, ebenfalls wieder an dem Orte eingefunden.

Kaum hatte er geſehen, wie eifrig das Geſpräch zwiſchen den Beiden geführt wurde, ſo regte ſich in ihm die Eiferſucht, und ſein raſch aufloderndes Weſen ſchäumte ſogleich über von dieſer quälenden Empfindung. Wie ein lauernder Tiger ſchlich er umher, die Blicke ſtarr auf Tereſa und den König gerichtet, als warte er nur auf den Moment, wo er auf ſie losſtürzen könne.

Er litt unſäglich, da er grade die beiden Menſchen, zu denen ihn Liebe und Dankbarkeit hinzog, zu ſeiner Qual vereinigt ſah.

Der König war ganz erregt von der Freude des Wiederſehens; er blickte ſich um und ſuchte Paolo. Als er ihn gewahr wurde, rief er ihn herbei und forderte ihn auf, nun auch das Seinige zur Feier des Tages beizutragen und etwas zu ſingen.

Der König wünschte ein heiteres Lied, und so wenig ein solches auch mit Paolo's innerer Stimmung harmonirte, so mußte er dem Befehl des Königs doch willfahren.

Er begann zu singen und vergaß dadurch fast sein Leid, aber als er eben an der schönsten Stelle des Liedes angekommen war, bemerkte er etwas, was ihn außer aller Fassung brachte.

Teresa hatte sich abseits auf einer Ruhebank niedergelassen und der König an ihrer Seite Platz genommen. Während Paolo sang, waren beide ganz in das Anhören vertieft, aber dem Sänger war es nicht entgangen, daß der König in der Erregung des Augenblicks Teresa einige zärtliche Worte zuflüsterte, darauf ihre Hand ergriff und dieselbe an seine Lippen führte.

Fast hätte der leidenschaftliche junge Mann einen Schrei der Wuth ausgestoßen, aber er unterdrückte denselben und begnügte sich damit, grimmige Blicke auf den König zu werfen. Dabei unterbrach er seinen Gesang und schwieg plötzlich still.

Sämmtliche Theilnehmer des Festes sahen erstaunt nach dem Sänger, und der König, der aus den Blicken und dem plötzlichen Erblassen Paolo's wohl etwas von dessen Gefühlen ahnen mochte, stand heftig auf, ging nach ihm hin und frug ihn in wenig schonendem Tone, was ein solches Betragen zu bedeuten habe.

Paolo war nicht daran gewöhnt, in dieser Weise von dem König angeredet zu werden; er hatte noch so viel Einsicht, um zu begreifen, daß er zu viel gewagt habe, und obwohl grade diese Erfahrung sein Herz noch

mehr zerriß, so vermochte er es doch für den Augenblick, sich Gewalt anzuthun, und stammelnd sich mit einem plötzlichen Unwohlsein zu entschuldigen.

Der König warf ihm einen strengen Blick zu, sagte ihm jedoch in viel milderem Tone, daß er seine Gesundheit wahren möge und begab sich gleich darauf von dem Orte des Festes hinweg.

Als er sich entfernt hatte, bildete seine Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit lange Zeit das Thema des Gesprächs.

Niemand achtete weiter auf den armen Sänger, der sich nicht entschließen konnte, den Ort zu verlassen, bevor die beiden Damen in die Stadt zurückgekehrt waren.

Zwölftes Capitel.

Paolo's Ausbildung war inzwiſchen ſehr bedeutend fortgeſchritten; der König hatte ihm die beſten Lehrer kommen laſſen, denn er hoffte, ſich in dem jungen Mann ein muſikaliſches Kleinod erſten Ranges zu erziehen, um welches ihn ſämmtliche Höfe Europa's beneiden würden.

Nach einiger Zeit war Paolo ſo weit, daß er in der Oper öffentlich auftreten konnte, und der Abend ſeines erſten Debüts im königlichen Theater war ein Feſt, über welches ſich Niemand mehr freute, als der König.

Die Wirkung, welche Paolo ausübte, war übrigens auch eine ganz außerordentliche, und es war vorauszuſehen, daß er in der That in kurzer Zeit als der erſte Sänger der Welt daſtehen werde.

Welch' ein Leben erwartete ihn! Von Triumph zu Triumph eilend, konnte er die Welt durchziehen, und in allen größern Städten erwarteten ihn nicht nur die Huldigungen der Menge, ſondern auch die höchſten Auszeichnungen von Seiten der Großen dieſer Erde. Reichthümer, Lorbeerkränze, Blumen und alles, was

einem gefeierten und beliebten Künstler geboten werden kann, durfte er in höchster Fülle erwarten, und da ihm die gütige Natur außer seiner herrlichen Stimme auch die vollendete Schönheit der Erscheinung verliehen hatte, so war vorauszusehen, daß die Frauenwelt ihm schaarenweise huldigen werde. Eine Zukunft voll Glanz und Genuß lag also vor ihm und oft umgaukelten die Bilder einer solchen seine leicht erregte Phantasie.

Aber gleich im Beginn seiner Laufbahn, ja noch bevor er dieselbe begonnen, hatten die mächtigsten Leidenschaften sich seiner bemächtigt, und er fühlte sich auf der einen Seite gebunden durch den Durst nach Rache an dem Verderber seiner Mutter, auf der andern Seite fesselte ihn die Liebe zu Teresa, und eine seltsame Verknüpfung des Geschickes wollte es, daß grade der Gegenstand seiner heißen Leidenschaft sich von ihm zurückgestoßen fühlte und daß Teresa nach einem kurzen schwärmerischen Interesse, welches sie anfänglich für ihn gefaßt hatte, sich kühl und gleichgültig gegen ihn verhielt.

Er mußte sich darein finden, sie mit dem Marquez Luiz de Tavora vermählt zu wissen, und er ertrug diesen Gedanken, weil er die Gewißheit hatte, daß Teresa ihren Gatten nicht liebe.

Weit mehr hatte er gelitten, als er der Zeuge der vorübergehenden Aufmerksamkeit war, welche Teresa von dem Könige empfangen hatte, denn es war ihm nicht entgangen, wie sie dieselbe aufgenommen hatte. Mit den Argusaugen der Eifersucht bewachte er seitdem das Betragen des Königs gegen die junge Frau und noch bevor irgend Jemand am Hofe oder im Hause der Ta-

vora's eine Ahnung davon hatte, war es für ihn schon außer allem Zweifel, daß der König Teresa liebe und seine Gefühle von dieser erwiedert würden.

Nun begann für Paolo eine Zeit, in welcher er Tag und Nacht keine Ruhe fand. Zwar nahm ihn das Studium seiner Kunst fortwährend in Anspruch und gewährte ihm eine Art von Zerstreuung oder Betäubung, aber trotzdem quälte ihn der Dämon rasender Eifersucht und brachte ihn fast von Sinnen.

Endlich faßte er den verzweifelten Entschluß, der Königin seine Entdeckung mitzutheilen; aber wie sollte er dies ausführen!

Jedermann wußte, das Maria von Spanien sich bereits daran gewöhnt hatte, mit ihrem Gemahl nur in einem äußerlich guten Einvernehmen zu leben, und da selbst die Jesuiten den Versuch scheitern sahen, die fromme Gemahlin des Königs zu ihrem Werkzeuge zu benutzen, um gegen den gefürchteten Carvalho zu intriguiren, so war vorauszusehen, das der Versuch, sie von einem Einverständniß des Königs mit der Gräfin Tavora zu unterrichten, gänzlich fehlschlagen mußte.

In der That war auch kaum ein Verdacht vorhanden, und nur die erhitzte Einbildungskraft Paolo's sah bereits ein Verhältniß in voller Blüthe, welches kaum erst zu keimen begonnen hatte.

So schwankte er zwischen Eifersucht und Zweifel und der ohnehin in hohem Grade reizbare Zustand seines Wesens wurde immer erregter, immer mehr zu einer Verwirrung des Geistes hinneigend.

Sein Gemüth wurde etwas ruhiger, als er erfuhr,

daß der Marquez Luiz de Tavora mit seiner jungen Gattin für längere Zeit nach Paris gereist sei, um dort die ersten Wochen ihrer Ehe zu verleben. Er wünschte oft, sie nie wieder zu sehen, und doch würde er ihr überall nachgefolgt sein, wäre er in Lissabon nicht gebunden gewesen.

Paolo hatte mehrmals vergeblich versucht, seine Mutter zu veranlassen, daß sie zu ihm ziehen und sein besseres Leben theilen möge, denn es war natürlich, daß er als das einzige Schmerzenskind Michaela's mit großer Liebe an ihr hing. Aber sie hatte seine Vorschläge jedesmal zurückgewiesen und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß sie in ihrer Verborgenheit sicherer sei, besser den günstigen Moment ihrer Rache erwarten, und nichts destoweniger sich an seinem Glück erfreuen könne. Der Gedanke der Rache, der sich zu einer förmlichen fixen Idee bei ihr ausgebildet hatte, ließ sie übrigens nicht recht zur ungestörten Freude an dem veränderten Schicksal ihres Sohnes kommen. Ja, es war ihr fast, als sei er ihr und dem Zweck, zu dem sie ihn erzogen hatte, dadurch ferner gerückt worden.

„Vergiß nicht, mein Sohn," sagte sie gar oft zu ihm, „daß du mir geschworen hast, meine Rache zu vollziehen. Suche Einfluß und Macht zu gewinnen, aber wende sie dann an, um den Schändlichen zu strafen, der einst an Dir und mir sich so schwer versündigt hat."

Paolo wußte, daß er die Veranlassung dazu gewesen war, um den Hauptfeind der Jesuiten, den jetzigen Minister Carvalho, zum Vertrauten des Königs zu machen. Er hörte oft genug von den vergeblichen Ver-

suchen reden, welche die Geistlichkeit machte, um sich auf irgend eine Weise wieder in die Gunst des Königs zu setzen, oder wenigstens Einfluß auf denselben zu gewinnen. Alles dies war jedoch keine wahre Befriedigung des Durstes nach Rache, denn der Gegenstand derselben ging nach wie vor unangetastet umher.

Seltsam und unerklärlich erschien es dem Uneingeweihten, wie sich der sonst so kluge und welterfahrene Pater Menca benahm. Er, von dem man es wohl hätte erwarten dürfen, daß er Muth genug gehabt, sich persönlich dem König zu nähern und Carvalho direct zu bekämpfen, hielt sich scheu zurück und gab auch in seiner äußeren Erscheinung das Bild eines inneren Zwiespalts und verbissenen Ingrimms. Daß die Person des begünstigten Sängers ihn schreckte, konnte Niemand ahnen.

Der Einfluß Carvalho's begann bereits sich nach allen Richtungen hin zu erkennen zu geben. Er suchte die Hilfsquellen des Landes in jeder Weise ergiebig zu machen, und so riesengroß auch die Aufgabe war, die er sich gestellt hatte, so zeigten sich doch bald die Früchte seiner umsichtigen Thätigkeit in reichster Fülle. Indem er Ackerbau und Weinzucht beförderte, packte er das Uebel an der Wurzel an; er hob die Productivität des gesegneten Landes, weckte Gewerbe und Handel, verbesserte die Gesetzgebung und richtete sein Augenmerk auch auf Schulen und Volksbildung.

Der König erkannte gar bald, welch' einen Schatz er an diesem Manne hatte, er sah in ihm seinen einzigen Rathgeber und Freund und verlieh demselben auch

äußerlich die höchsten Ehren und Auszeichnungen. Carvalho hatte sich von seiner Familie mütterlicherseits den Titel eines Marquez von Pombal beigelegt und der König erhob ihn zum Herzoge von Oyras. Obgleich die höchsten Familien des Landes den edlen Mann mehr als je haßten, und immer noch nur einen Emporkömmling in ihm sehen wollten, fand er doch bereits von den auswärtigen Mächten überall das achtungsvollste Entgegenkommen.

König José hatte, indem er einen Mann wie Pombal zu seinem Minister und einzigen Rathgeber erwählte, das höchste gethan, was man von einem Monarchen seines Schlages erwarten konnte, und er überließ sich denn auch dafür mit um so größerer Sorglosigkeit seinen Lieblingsneigungen, unter denen, wie bereits bekannt, die Leidenschaft für Musik obenan stand. Mit seiner Gemahlin lebte er fortwährend auf einem wohlwollenden, jedoch ziemlich gleichgültigen Fuße, und auch die Geburt einer Prinzessin erhöhte die gegenseitige Neigung nicht.

Der Ruhm des jungen Sängers Paolo Cosentis, auf dessen Entdeckung und Heranbildung der König sich nicht wenig einbildete, war bereits weit über Portugal's Grenzen gedrungen, aber Paolo war viel zu sehr mit allen Fäden seines Wesens an Lissabon gebunden, um auch nur daran zu denken, sich nach andern Städten und Ländern zu begeben. Er hatte bereits in vielen der damals berühmten Opern gesungen und jede neue Rolle, die er erhielt, war für ihn die Gelegenheit zu einem neuen Triumphe.

Eines Abends war das Opernhaus zu Lissabon dicht gedrängt voll und alles in gespannter Erwartung, da es sich darum handelte, eine neue Oper des Jomelli zu hören. Paolo hatte darin die Hauptrolle zu singen. Er hatte sie mit allem Eifer einstudirt und versprach sich viel von dem Erfolge.

Schon war der erste Act vorüber, als das Eintreten eines Herrn und einer Dame in einer Loge des ersten Ranges unter den übrigen vornehmen Anwesenden einiges Aufsehen machte.

Es war der Marquez Luiz de Tavora mit seiner Gattin Teresa, welche nach längerer Abwesenheit vor wenigen Tagen in Lissabon wieder eingetroffen waren, und sich heute zum ersten Male öffentlich zeigten.

Jedermann sagte sich auf den ersten Blick, daß die junge Marqueza in wahrhaft erstaunlicher Weise an Schönheit gewonnen hatte. Ihr Gesicht trug noch den unveränderten Ausdruck frischer Jugendlichkeit, aber sie war etwas bleicher und ein Anflug von Abgespanntheit in den großen ausdrucksvollen Augen erhöhte den Reiz, der ihr ganzes Wesen umgab.

Der König hatte mit großer Bewegung die Eintretenden ebenfalls bemerkt und da er mit der Königin und einem Theile des Hofstaates in der mittleren großen Loge sich befand, so beschloß er, dem jungen Paar sogleich einen auffallenden Beweis von Wohlwollen zu geben und sie zu sich entbieten zu lassen.

Da jedoch der zweite Act der Oper soeben begann, so verschob er die Ausführung dieses Vorhabens bis zum nächsten Zwischenacte.

Kaum hatte im zweiten Acte Paolo die Scene betreten, als er sofort Teresa bemerkte. Der Anblick der von ihm noch immer mit gleicher Gluth geliebten jungen Frau gab seinem Wesen einen Aufschwung, wie er ihn lange nicht empfunden hatte, und da die Situation, in welcher er auf der Bühne zu handeln hatte, mit seiner Empfindung in einem gewissen Zusammenhange stand, so vergaß er alles um sich her und schien nur für Teresa zu spielen und zu singen.

Niemals hatte er mit solchem Feuer, mit solcher überzeugenden Wahrheit seine Aufgabe durchgeführt. Er richtete gleichsam jede Phrase, die er vortrug, an sie, die er in diesem Augenblicke mehr zu lieben glaubte, als jemals. Rauschender Beifall belohnte jeden Satz, den er sang, aber er beachtete den Beifall nicht und sein Blick suchte nur zuweilen das Auge derjenigen, von welcher das geringste Zeichen von Aufmerksamkeit ihm werthvoller war, als der tobende Jubel aller andern Anwesenden.

Der Vorhang fiel nieder und sämmtliche Zuhörer waren darüber einig, daß sie nie etwas Besseres gesehen, nie etwas Vollendeteres gehört hatten.

Paolo selbst ging nach seiner Garderobe, wo er sich für den nächsten Act umzukleiden hatte. Er war in einer so unnatürlichen Erregung, daß der Diener, der ihm behülflich war, nicht nur darüber erstaunte, sondern sogar besorgt wurde, denn es lag in der Art und Weise, wie Paolo seine innere Erregung zu erkennen gab, etwas so krankhaft heftiges, wie sein Diener es nie an ihm bemerkt hatte.

Inzwiſchen hatte der König den alten Herzog von Balano in die Loge des Marquez von Tavora geſchickt und ließ in ſeinem und der Königin Namen Dom Luiz erſuchen, mit ſeiner Gattin in die königliche Loge zu kommen.

Dieſe Ehre konnte nicht abgeſchlagen werden. Sofort verfügten ſich die Beiden dahin und wurden mit der herzlichſten Freundlichkeit von dem König und der Königin begrüßt.

Der König bewunderte im Stillen die herrliche Erſcheinung Tereſa's und das Gefühl, welches ſchon früher in ihm für ſie geſprochen hatte, erwachte nun mit voller Kraft. Er bezwang ſich jedoch in Gegenwart der Königin und hielt ſich völlig in den Schranken einer beſonders gnädigen Aufmerkſamkeit gegen die beiden Zurückgekehrten, die manches Intereſſante zu berichten hatten.

Raſch verſtrich die kurze Zeit des Zwiſchenactes und als der Vorhang wieder aufging, bot der König der jungen Marqueza den Sitz an ſeiner Seite an, während ſich ihr Gemahl etwas in den Hintergrund der Loge zurückzog.

Nach den erſten Scenen des neuen Actes hatte Paolo aufzutreten; er erſchien auf der Bühne und ſein erſter Blick ging nach der Loge, in welcher er vorher die Geliebte bemerkt hatte.

Zu ſeiner Verwunderung und bitteren Enttäuſchung fand er die Loge leer und damit war für ihn alle Erregung, aller Sporn für ſeine Leiſtung verſchwunden. Matt und gleichgültig begann er ſeine Partie weiter zu ſingen. Das Publicum war erſtaunt und unzufrieden, ja einige darunter zögerten nicht, ihr Mißfallen,

wenn auch noch in schonender und zurückhaltender Weise, zu erkennen zu geben.

Zufällig streifte Paolo's Blick bei einer Wendung die königliche Loge und er erblickte dort, an der Seite des Königs, im Gespräch mit demselben, diejenige, welche er soeben vermißt hatte und deren Gegenwart ihn im vorigen Acte zu so begeisterter Wirkung hinriß. Ein schmerzlicher Stich durchdrang seine Brust, sein Blut begann zu wallen und sein Herz pochte mächtig.

Er stutzte einen Augenblick und dann, weder seines Gedächtnisses nach seiner Sinne vollkommen mächtig, fiel er völlig aus der Rolle. Vergeblich suchte er sich zu fassen. Indem er sich besinnen und weiter fortfahren wollte, stotterte er und verfehlte so sehr den richtigen Eindruck, daß das Publicum, welches bekanntlich in südlichen Ländern eben so schnell bereit ist, Zeichen des Mißfallens wie des Beifalls zu geben, keine Rücksicht mehr nahm und den sonst so gefeierten und geliebten Künstler mit lautem Zischen und Pfeifen verhöhnte.

Die Verwirrung und der Tumult, welche auf diesen Vorfall folgten, waren großartig. Die meisten Menschen kamen erst, nachdem der Vorhang wieder gefallen war, zur klaren Einsicht in die Sachlage.

Paolo Cosentis war nun bereits längst der erklärte Liebling des ganzen Publicums und jeder Mann in Lissabon wußte, daß der König ihn wie ein verzogenes Kind behandelte. Und nun mit einem Male dieser Gegensatz! Das ganze Haus befand sich in einer Aufregung, als handle es sich um das Wohl und Wehe jedes Einzelnen.

Die Meisten glaubten, daß eine Laune des Sängers an dem Unfalle schuld sei, Andere, die etwas wohlwollender gesonnen waren, entschuldigten ihn und vermutheten ein Unwohlsein.

Mit der größten Aufmerksamkeit aber richteten Alle ihre Blicke nach der königlichen Loge, um zu erforschen, wie von dort aus die Sache aufgefaßt wurde.

Der König hatte sogleich nach dem Fallen des Vorhangs mit sichtlich verdrießlicher Miene seine Loge verlassen und war auf die Bühne gegangen, von wo aus er seinen Adjutanten nach Paolo's Garderobe sandte, um von demselben eine Entschuldigung oder Erklärung des Vorfalls entgegen zu nehmen.

Paolo gab jedoch weder das eine noch das andere, er weigerte sich, den Adjutanten eintreten zu lassen und hatte die Thür zu seiner Garderobe von innen verschlossen. Vergeblich versuchte der Adjutant, den verblendeten Sänger darauf aufmerksam zu machen, daß er die königliche Ungnade auf sich ziehen werde. Paolo war nur soweit zur Ruhe gekommen, daß er erklärte, er werde seine Partie weiter singen und später Gelegenheit finden, sich wegen des unangenehmen Vorfalls zu rechtfertigen.

Es blieb nichts anderes übrig, als sich in die unabwendbare Laune des gefeierten Künstlers zu fügen und dem Könige darüber zu referiren.

Zu jeder andern Zeit würde König José mit aller Energie die unerhörte Anmaßung Paolo's geahndet haben, heute aber schien ihm weniger an der Sache zu liegen, und der kurze Aufenthalt auf der Bühne währte ihm schon zu lange.

Er sehnte sich in seine Loge, in die Nähe der schönen Teresa zurück. Aber auch Teresa befand sich in einer großen Erregung über den stattgehabten Vorfall; sie war am besten im Stande, den innern Zusammenhang zu durchschauen. Sie fühlte sich durch den Vorfall verletzt und empört; ihr Stolz war gekränkt und sie fürchtete, daß der Mangel jeglicher Selbstbeherrschung den unglücklichen Paolo zu noch gefährlicheren und für ihre Ehre compromittirenderen Schritten verleiten werde.

Als der König in die Loge zurückkam und die Nachricht brachte, daß Paolo seine Partie weiter singen werde, beruhigte sich Teresa einigermaßen und der König schien es denn auch in der Art seiner Mittheilung ganz besonders darauf abgesehen zu haben, sie zu beruhigen.

Mit einem Male war nun auch dem Könige die Lage der Dinge, die er seither nur ahnte, klar geworden. Nichts auf der Welt hätte aber Teresa und den König schneller zu einer Art Einverständniß führen können, als dieser Vorfall. Während der ganze Hof, die Königin mit einbegriffen, so wie der Marquez de Tavora, sich gleich den übrigen Zuschauern in Vermuthungen und Voraussetzungen über die Veranlassung der Störung ergingen, verständigten sich Teresa und der König mit einem einzigen Blick, in welchem sie Beruhigung suchte und er sie ihr gab.

Der Vorhang rauschte wieder in die Höhe und sämmtliche Anwesende sahen mit der äußersten Spannung dem Wiederauftreten Paolo's entgegen.

Als er auf der Bühne erschien, wirkte die gewohnte

Vorliebe so mächtig auf das gesammte Publicum ein, daß, wie auf ein verabredetes Zeichen, das ganze Haus in lauten Beifall zu seiner Ermuthigung ausbrach.

Er schien dies wenig zu beachten, seine Blicke hafteten an der königlichen Loge, was Niemand außergewöhnlich auffallend finden konnte, da man ja eben wußte, daß der König ihn ganz besonders protegirte und er also auch ganz besonders auf dessen Meinung Gewicht legte. Niemand ahnte, daß in jenen Blicken sich die Verzweiflung, die Eifersucht und der Haß eines am Rande des Wahnsinns stehenden Unglücklichen ausprägten.

Paolo begann zu singen, aber er hatte kaum einige Tacte hervorgebracht, als das Schreckliche zum Ausbruch kam und er zum Entsetzen der versammelten Menge einige unartikulirte Töne hervorstieß und dann wie leblos vor aller Augen zusammenbrach.

Nun entstand eine unerhörte Verwirrung.

Die königliche Familie erhob und entfernte sich. Alle Anwesenden aus ihrer Umgebung folgten ihnen.

Der Vorhang wurde niedergelassen, sämmtliche Zuhörer erhoben sich und stürmten durch einander nach den Ausgängen, um etwas Näheres zu erfahren. Ein wüster Lärm von Fragen und Ausrufen erhob sich und es fehlte nicht viel, so wären unter der herausdrängenden Menge einzelne Menschen verunglückt.

Man konnte jedoch nichts weiter erfahren, als daß der bedauernswerthe Sänger nach seiner Wohnung gebracht und dort der Pflege der herbeigerufenen Aerzte übergeben sei. Alles, was in Lissabon für die künstle-

rischen Verhältnisse, sowie für die Vorgänge bei Hofe sich interessirte, hatte an diesen und den folgenden Tagen für nichts anderes Sinn, als für das Schicksal des allbeliebten Paolo. Niemand aber wagte, sich direct genau nach ihm zu erkundigen, da Jedermann die Ueberzeugung hatte, daß der König ihm die größte Sorgfalt angedeihen lassen werde.

Die gewaltigste Erschütterung hatte das Ereigniß auf Teresa de Tavora hervorgebracht und sie sah sich nach ihrer Abwesenheit von Lissabon plötzlich wieder mitten in die Verwickelungen geworfen, welche ihr Gemüth früher so arg bestürmt und ihr Wesen frühzeitig ernst gemacht hatten. Sie empfand das tiefste Mitleid für den unglücklichen jungen Mann, dem sie ohne es zu wollen ein böser Genius war und welchem ein einziger Blick von ihr so unheilvoll geworden, daß er an der Schwelle einer ruhmreichen Zukunft dem tiefsten Elende anheim fiel.

Etwa vierzehn Tage lang sprach ganz Lissabon nur von dem schrecklichen Zufall in der Oper, und alle Welt, namentlich die Damen, beklagten das Schicksal des armen und schönen Sängers, der, wie man jetzt wußte, nach einer so kurzen Periode des höchsten Glanzes dem Wahnsinn unheilbar verfallen war.

Nach dieser Zeit berief man Velasco, den einst Gefeierten, der seit Cosentis' Auftreten nach Italien gegangen war, wieder nach Portugal, und als er zum ersten Male auftrat, begrüßte ihn ein Sturm des Beifalls.

Dreizehntes Capitel.

In ihrer Abgeschiedenheit erfuhr Michaela Cosentis nichts von den Vorgängen in der großen Welt.

Ihr Sohn war häufig zu ihr gekommen und hatte ihr von seinen Triumphen und von der Gunst des Königs erzählt. Aber sie war durch die furchtbaren Schicksale ihres früheren Lebens und durch Noth und Kummer, die sie erduldet hatte, so sehr allem geistigen Aufschwung entfremdet, daß sie für die Einzelheiten seines Lebens kein Verständniß hatte.

Er trug Sorge dafür, daß es ihr an nichts gebrach, mehr verlangte und wünschte sie nicht, aber sie war unbefriedigt, daß eine lange Zeit vergangen, in welcher nichts zur Ausführung ihrer Rachegedanken geschehen war. Ihr ganzes Sinnen und Denken war nun einmal schon vor der Geburt Paolo's auf dieses eine Ziel gerichtet gewesen, und wie ein rother Faden zog sich die Hoffnung, daß die Frucht von Menca's Verbrechen diese selbst an ihm rächen werde, sich durch ihr Leben.

Eine längere Zeit als gewöhnlich war nun vergangen, ohne daß ihr Sohn zu ihr gekommen war. Einige

Tage lang war sie unwillig über ihn, ohne irgend einer weiteren Befürchtung Raum zu geben, dann aber, mit einem Male, befiel sie die Ahnung eines großen Unglücks, und mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer Natur warf sie sich in diese Befürchtung hinein und war nahe daran, selbst der Verzweiflung anheim zu fallen, bevor sie noch irgend etwas über das Schicksal ihres Sohnes wußte.

Sie überlegte, auf welche Weise sie sich Nachricht verschaffen könne und da sie sich entsann, daß ihr Sohn im Hause Carvalho's zuerst dem jetzigen Könige vorgestellt worden war, so faßte sie endlich den Entschluß, sich dort nach demselben zu erkundigen.

Allerdings drängte sich ihr die Besorgniß auf, daß sie durch einen solchen Schritt möglicherweise aus dem so sorgfältig bewahrten Dunkel ihrer Existenz hervortreten müsse und dann vielleicht in die Hände ihres Todfeindes gerathen könne. Aber als noch ein Tag der Unruhe vergangen war, da besiegte die Mutterliebe zuletzt alle Bedenken und sie beschloß, sich zu dem allmächtigen Minister Zutritt zu verschaffen.

Sie erkundigte sich nach der Wohnung desselben und begab sich dorthin. Aber Michaela hatte nicht bedacht, daß der Zugang zu einem Mann von so hoher und einflußreicher Stellung nicht Jedermann offen sein konnte, ohne daß der Zweck des Besuches angegeben wurde.

Die Dienerschaft im Hause des Ministers hielt das fremde Weib mit dem unsteten Wesen und mißtrauischen Blicke für eine Hilfesuchende und wollte sich nicht dazu

verstehen, sie dem Grafen Pombal anzumelden. Nach wiederholten Abweisungen gelang es ihren eindringlichen Bitten endlich, den Eintritt bei Carvalho's Gemahlin zu erlangen.

Nachdem Constanze das Anliegen der fremden Frau erfahren hatte, wußte sie kaum, wie sie vor Wehmuth und Mitleid ihr die Wahrheit sagen solle.

Sie machte ihr verschiedene Andeutungen, daß Paolo krank sei und sich in einem öffentlichen Krankenhause befinde, und als Michaela hierauf mit fieberhafter Ungeduld verlangte, ihren Sohn zu sehen, ließ Carvalho's Gattin ihren Wagen anspannen, um die unglückliche Mutter selbst zu begleiten.

Unterwegs suchte Constanze das bedauernswerthe Weib vorzubereiten, aber Michaela gab ihr kaum Gehör.

Sie hielten vor einem großen, düster aussehenden Gebäude, dessen Fenster mit starken eisernen Gittern versehen waren. Michaela's Aufregung und Besorgniß steigerte sich, als sie die Vorsichtsmaßregeln bemerkte, welche ihrem Eintritt entgegenstanden, und obgleich der Gattin des Ministers alle Schwierigkeiten wichen, so blieb es der armen Mutter doch nicht verborgen, daß sie sich nicht in einem gewöhnlichen Krankenhause befand. Die Diener und Wärter des Hauses waren Geistliche niederen Ranges, denn die ganze Anstalt befand sich, wie die meisten der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten der damaligen Zeit in Portugal, in den Händen der Diener der Kirche.

Endlich wurde ihnen eine Zelle geöffnet und sie erblickten auf seinem Lager sitzend den unglücklichen Paolo.

Michaela wollte sich mit einem Schrei der Freude in seine Arme stürzen, aber der Schrei erstarb auf ihren Lippen und ihre Freude verwandelte sich in starres Entsetzen, als sie die Veränderung bemerkte, welche mit Paolo vorgegangen war.

Mit stieren Blicken saß er auf dem Rande seines Lagers und starrte, in wahnsinnige Träumerei versunken, auf den Boden. Wirr hingen ihm die Haare über das Gesicht. Seine ganz einfache schwarze Kleidung befand sich in einer seltsamen Unordnung, und als er die beiden Frauen bei sich eintreten sah, erhob er den irren Blick zu ihnen, indem er, ohne seine Mutter zu erkennen, ihnen zuwinkte, daß sie schweigen möchten, wobei er eine geheimnißvolle Miene annahm, als habe er ihnen irgend etwas wichtiges mitzutheilen.

„Still," sagte er, „die Zeit ist bald da, wo ich sterben muß, denn ich bin verdammt und habe sie erst vor wenigen Stunden wiedergesehen."

Michaela hatte jetzt erkannt, daß ihr einziger heißgeliebter Sohn der Gewalt des Wahnsinns verfallen war.

Ein eisiger Schauder durchrieselte ihren Körper, dann stürzte sie auf den Wahnsinnigen zu, umschlang ihn, preßte ihn an sich, rief ihn bei seinem Namen und schien vor Schmerz und Verzweiflung selbst dem Irrsinn verfallen zu sein. Darauf blickte sie ihm wieder in das Gesicht, und als sie in seinen Augen erkannte, daß er sich ihrer nicht erinnerte, und keine Ahnung von den Gefühlen hatte, deren Beute sie war, brach sie in ein herzzerreißendes Schluchzen aus und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Auch Constanze weinte bittere Thränen des Mitgefühls und nach einer Weile versuchte sie, die unglückliche Mutter zu trösten und zu beruhigen, aber das alles war jetzt vergeblich. Michaela war ebenso wild und unbändig in ihrer Verzweiflung, wie in allen ihren anderen Gefühlen und sie wendete sich fast schroff und verletzend von der Trösterin ab, um immer auf's neue sich ihrem Schmerze zu überlassen und den Sohn mit den zärtlichsten Liebkosungen zu überhäufen, obgleich dieser nicht das geringste Gefühl dafür zu haben schien.

Nach einer Weile begann der Wahnsinnige zu reden und aus den verworrenen Sätzen und vereinzelten Worten, die er hervorbrachte, ließ sich der Inhalt seiner fixen Ideen ungefähr erkennen.

Er sah in sich ein Kind des Verbrechens, welches den finstern Mächten verfallen und seit seiner Geburt verdammt sei; dann redete er von einem Engel, der zu ihm herabgekommen, um ihn zu retten und zu erlösen; aber der Fluch, der an seinem Wesen hafte, habe den Engel verscheucht; dann meinte er, jener Engel sei ihm wieder erschienen und nun müsse er sterben und in die ewige Verdammniß eingehen, zu welcher er durch die Sünde seiner Eltern bestimmt sei.

So oft Michaela versuchte, ihn auf andere Ideen zu bringen und die Erinnerung an seine Kindheit in ihm wach zu rufen, immer wieder kam er auf dieselben Gedanken zurück und wiederholte mit unheimlicher Gleichförmigkeit dieselben Worte.

Die unglückliche Mutter war fast nicht dazu zu bringen, den Ort zu verlassen, wo sie ihren Sohn in

so entsetzlichem Zustande gefunden hatte. Vergeblich versuchte Constanze, sie durch sanftes Zureden zur Entfernung zu bewegen, zuletzt mußte sie ihr bemerklich machen, daß es nicht gestattet sei, länger an dem Ort zu verweilen, und daß sie, wenn sie ihr nicht freiwillig folge, doch gezwungen sein werde, sich von dem Sohne zu trennen.

Sie versprach der Unglücklichen zugleich, daß sie bald wiederkehren dürfe. Diese Hoffnung war es, welche Michaela endlich bestimmte, sich mit ihrer Führerin wieder zu entfernen.

Bevor sie jedoch ging, wiederholte sich noch einmal die herzzerreißende Scene von vorher. Sie umklammerte den wahnsinnigen Paolo mit ihren Armen und bedeckte ihn mit Liebkosungen, als müsse er durch diese dazu gebracht werden, seine Mutter wieder zu erkennen. Aber gleichgiltig und gefühllos ließ der arme Irre alles mit sich geschehen, ohne daß ein Blick oder ein Laut von ihm auch nur das geringste Verständniß für die Leiden seiner Mutter zeigte.

* * *

An demselben Tage, an welchem diese traurige Zusammenkunft stattfand, hatte König José sich im Palaste der Familie Tavora zum Besuch anmelden lassen. Die alte Marqueza sah seiner Ankunft triumphirend entgegen, aber er kam nicht in den von der Familie des alten Marquez bewohnten Theil, sondern hatte sich sofort zu der jungen Marqueza, Teresa de Tavora, begeben.

Dort hatte er ziemlich lange verweilt. Er hatte

Tereſa jenes Medaillon gebracht, welches ſie einſt auf dem Hofballe verloren, und ſie dabei verſichert, daß ihr Bild ſich ſchon damals tief in ſein Herz einprägte, welcher Eindruck nun ſich erneuert habe und daß es in letzter Zeit weder bei Tage noch bei Nacht von ihm gewichen ſei.

Tereſa hatte ihn tief erröthend angehört; das wiedergefundene Medaillon preßte ſie wiederholt an ihre Lippen, und als Dom Joſé das Gemach verließ, wußten beide, daß ſie ſich wiederſehen würden, und daß dies am ungeſtörteſten durch die Vermittlung der treuergebenen Margarita und ihres Mannes geſchehen könne.

Wenige Minuten nach der Entfernung des Königs jedoch trat die Mutter des Dom Luiz, die alte ſtolze Marqueza, bei Tereſa ein und ſagte kurz und ſcharf:

„Mein Sohn hat ſich entſchloſſen, unſere Beſitzungen in Braſilien perſönlich zu verwalten. Er reiſt morgen ab und Sie werden ihn natürlicherweiſe begleiten.“

Tereſa fiel in Ohnmacht. Die Marqueza klingelte und überließ ſie ihren Frauen. Am andern Tage reiſte Dom Luiz mit ſeiner Gemahlin ab. Als der König dieſe plötzliche Reiſe erfuhr, verbot er der Familie Tavora den Hof.

Vierzehntes Capitel.

Ein entzückender Herbsttag rief am ersten November 1755 schon früh am Morgen die Bewohner Lissabons zur Feier des Allerheiligentages. Niemals schien die Sonne mit mehr Glanz sich zu erheben, die ganze Natur feierte das schöne Fest mit und der tiefblaue Himmel versprach Segen und Frieden. Die stolzen Paläste, die emporragenden Kirchen der großen Stadt widerstrahlten im breiten Spiegel des Tajo, dessen still dahinziehende Fluthen kein Lüftchen bewegte. Die Bevölkerung eilte unter dem Geläute der Glocken in die Kirchen und jedes Auge lächelte im Anblick der fröhlich auf den Straßen dahinströmenden Menge.

Noch befand sich der königliche Hof zu Belem, aber schon war alles zum Umzug in die große Residenz vorbereitet. Gleich nach den Festen des ersten und zweiten Novembers — Allerheiligen und Allerseelen — sollte die Uebersiedlung ausgeführt werden.

Da geschah mit einem Male, zwischen neun und zehn Uhr, jenes furchtbare Erdbeben, dessen Wirkung ganz Europa in Schrecken setzte.

Die erste zuckende Erschütterung, die gegen zehn Minuten währte, verwandelte einen großen Theil der schönen stolzen Stadt in einen Trümmerhaufen.

Das entsetzte Volk rannte, von Angst und Verwirrung gejagt, in den Straßen umher, flüchtete sich in die Kirchen oder suchte das Freie. Der prächtige königliche Palast, der Palast des Patriarchen, ganze Straßen stürzten zusammen und begruben Tausende von Fliehenden unter ihren Trümmern.

Das Maß des Unglücks voll zu machen, entließen die Gefängnisse ihre Bewohner; Missethäter und verworfene Menschen frohlockten über das Unglück, welches ihre Ketten gesprengt hatte. Die Irrenhäuser thaten sich auf und die Wahnsinnigen durchliefen die Straßen, das Entsetzen vermehrend.

Auch in der Nähe der Kirche Santa Annunciata hatte das Erdbeben furchtbar gewüthet. Die gute Frau Minarda lag unter ihrem Häuschen begraben, während ihre Tochter mit Manoel im königlichen Schlosse zu Belem gesichert war.

An der Schwelle der Kirche kauerte ein bleiches Weib, dem das Entsetzen die Glieder gelähmt hatte. Es war Michaela Cosentis.

Mit einem Mal schnellte sie mit einem lauten Schrei empor und stürzte auf einen der vorübereilenden Menschen zu. Sie umklammerte ihn laut jammernd, sie zog ihn mit sich nach der Kirche.

Es war Paolo.

Er erkannte die Mutter nicht, aber er ließ sich willenlos von ihr in die Kirche geleiten.

Dort lag eine Anzahl Menschen auf den Knien um den Hochaltar, an welchem mehrere Geistliche sich befanden. Einer von diesen hielt das Allerheiligste empor, und während sich die andern betend um ihn her drängten, rief er Verwünschungen herab auf die Häupter derer, die er als die Urheber des Ereignisses, als die Feinde der Kirche bezeichnete, durch deren Schuld dies Unheil als Strafe des Himmels über die Stadt herabgezogen worden. Er nannte einen Namen und rief das Volk auf zur Rache an dem Antichrist, dem Verderber; ja, er ging in seinem Fanatismus so weit, eine Wiederholung des Erdbebens vorherzudrohen, wenn das Volk nicht den Tod Sebastian Carvalho's, des Grafen Pombal, gelobe.

Im nämlichen Augenblicke jedoch, als er dies ausgesprochen hatte, wiederholte sich in der That die furchtbare Erschütterung.

Mit einem Jammergeheul stürzte die Menge zur Kirche hinaus, die Priester mitten darunter. Auch der fanatische Pater Menca, der noch so eben am Altar das Volk zur Wuth gegen Carvalho aufzustacheln gesucht hatte, verlor seine eiserne Selbstbeherrschung und wollte fliehen.

An der Schwelle des Altars aber trat ihm Michaela mit ihrem Sohn entgegen, Haß und Wuth in jedem Zuge ihres Gesichts.

Paolo erblickte den Pater. Er stieß ein lautes Lachen des Wahnsinns aus, schien ihn zu erkennen und klammerte sich mit wahnsinniger Kraft an den von allen Furien gepeitschten Menca fest.

Da ging ein furchtbares Krachen durch den Raum, die gewaltige Kirche stürzte über ihnen zusammen und begrub die drei unseligen Menschen in ihren Trümmern.

* * *

Dieser zweite Erdstoß war in seiner Wirkung noch furchtbarer als der erste gewesen. Die Erde spaltete sich an vielen Stellen und verschlang Gebäude und Menschen. Der Fluß stieg und trat in wilder Bewegung aus seinen Ufern. Große Schiffe versanken in der wirren Fluth, andere, von ihren Ankern losgerissen, verschwanden im Strudel der Wellen oder zerbarsten, mit Heftigkeit gegen einander gestoßen, in Stücke.

Als die Katastrophe eintrat, befand sich die königliche Familie in Belem, bis wohin die Erschütterung nur schwach verspürt wurde. Der König stand zitternd unter seiner Umgebung, alles hatte den Muth verloren und man vernahm nichts als Jammer und Klagen. Da trat der Minister Carvalho in den Palast und näherte sich dem Könige.

„Was ist zu thun," rief ihm José entgegen, „um dieser Strafe der göttlichen Gerechtigkeit zu begegnen?"

Carvalho, der sehr bleich war, blickte festen Auges den zitternden König an und entgegnete:

„Herr, die Todten zu begraben und für die Lebenden zu sorgen."

Diese besonnene und ruhige Antwort flößte allen Anwesenden mehr Muth ein, als alle frommen Tröstungsversuche es gekonnt hatten. Der König sah Carvalho als einen Sterblichen höherer Art an und gelobte sich auf's neue, ihm ganz zu vertrauen.

Und in der That, so gräßlich das Unglück war, welches Lissabon betroffen hatte, so großartig war Carvalho's Haltung dabei.

Er warf sich sogleich in seinen Wagen und erließ am Orte des Unheils Befehle und Anordnungen. Er sorgte für die Unterbringung des Volkes, Vertheilung von Lebensmitteln, Beerdigung der Todten und Verhütung von Verbrechen. Er war der Einzige, den ruhiges Nachdenken bei dem allgemeinen Umsturze nicht verließ.

Zwar suchten die Jesuiten im Sinne Menca's zu beweisen, daß das Erdbeben eine Züchtigung sei, welche der Himmel dem König und dem Minister gesandt habe, aber Carvalho arbeitete muthig den Fanatikern entgegen, welche die Gemüther des Volkes erhitzen wollten, und seine segensreiche Thätigkeit machte ihr gehässiges Geschwätz unwirksam.

Noch Wochen lang fanden kleinere Erderschütterungen statt, die jedesmal das Volk wieder in Furcht und Entsetzen brachten, doch hatte nur der Morgen des ersten Novembers wirklich großes Unheil verursacht.

Nachdem diese schwere Zeit überstanden war, fuhr der Minister Pombal in seinem begonnenen Werke fort.

Portugal war der erste Staat, der den Kampf gegen die Gesellschaft Jesu wagte, und dem Gesetz vom dritten September 1759, welches die völlige Ausweisung der Jesuiten aus Portugal verfügte, folgten bald ähnliche Maßregeln in anderen Staaten.

Eine Verschmähte.

Erſtes Capitel.

Das Stammſchloß der freiherrlichen Familie von Aarhaus lag in einem der reizendſten Seitenthäler des Stromes, umgeben von reichen Parkanlagen, Feldern und Waldungen, die allenthalben den Wohlſtand der Bewohner und eine ſorgliche Bewirthſchaftung erkennen ließen. Von der alten und einſt hochſtehenden Familie lebten nur noch drei Perſonen und dieſe waren gegenwärtig ſämmtlich auf dem Schloſſe anweſend.

Die verwittwete Baronin von Aarhaus ſtammte aus einer reichen Wiener Banquiersfamilie. Sie hatte Herrn von Aarhaus aus Neigung geheirathet, aber ihre Ehe war für ſie keine ganz glückliche geweſen. Als junger leichtſinniger Officier, von etwas lockeren Sitten, konnte der Baron die ſanfte und gemüthvolle Herzlichkeit ſeiner Gemahlin kaum verſtehen. Er glaubte vollſtändig ſeinen Pflichten zu genügen, wenn er ſie mit der Rückſicht eines galanten Weltmannes behandelte und ihr keine Gelegenheit gab, ſich über ſein Betragen in der Geſellſchaft gekränkt zu fühlen; außerdem fand er, daß ſeine Freiherrnkrone reichlich die Million aufwog,

welche die reiche Braut als Mitgift erhielt und womit er die tief verschuldeten Familienbesitzungen wieder frei gemacht hatte. War doch diese Heirath in den Augen seiner Standesgenossen eine Mesalliance!

Der Baron war in Folge eines unglücklichen Sturzes bei einem Wettrennen plötzlich gestorben und hatte seine Wittwe mit einem zweijährigen Knaben zurück gelassen. Es konnte nicht fehlen, daß die Baronin, jung, schön und reich wie sie war, mehrere glänzende Heirathsanträge erhielt, aber sie wollte sich nicht wieder vermählen. Sie widmete sich ausschließlich der Erziehung ihres Sohnes Paul, der ganz das Ebenbild seines Vaters war. Sie verließ den Knaben keinen Augenblick. Wie sie ihn nach seiner Geburt selbst genährt hatte, so gab sie auch seiner Seele die erste Nahrung und unterrichtete ihn in den Anfangsgründen alles Wissens. Es kostete sie manche Thräne, als sie später die Nothwendigkeit einsah, Lehrer heranzuziehen, um die Fähigkeiten des heranwachsenden Knaben nach verschiedenen Seiten ausbilden zu lassen.

Selbstverständlich trug der Charakter Pauls das Gepräge der durchaus weiblichen Erziehung seiner ersten Jugend. Sanft und gefühlvoll, dabei von etwas allzugroßer Weichheit des Gemüths und einer romanhaften Einbildungskraft, bewahrte er noch als Jüngling eine Keuschheit und Zartheit der Empfindung, wie man sie selten trifft. Er liebte seine Mutter mit Schwärmerei und sah in ihr das vollkommenste Ideal weiblicher Vollendung. Die dritte Persönlichkeit, welche gegenwärtig auf dem Schlosse wohnte, war das fünf-

zigjährige Stiftsfräulein von Aarhaus, die einzige Schwester des verstorbenen Barons. Auch sie vergötterte den einzigen Sprößling der Familie, aber ihre Liebe war ganz verschieden von derjenigen der Baronin. In ihren Augen ging durch Paul ein neuer Stern für das Haus Aarhaus auf; sie sah ihn bereits auf die höchsten Stufen der Ehre und Auszeichnung erhoben, und schwelgte in der Hoffnung auf den zukünftigen Glanz der Familie.

Die Baronin war nicht so unerfahren, um bei der großen Schönheit ihres Sohnes nicht auch an die Gefahren zu denken, denen er leicht ausgesetzt werden konnte, wenn er dereinst in die Welt eintrat. Sie hatte in dieser Beziehung nur den einen Trost, daß sie fest auf den Einfluß baute, den der Gedanke an sie in der Brust des Jünglings behalten werde. Paul ist reich, sagte sie oft zu sich selbst; er bedarf die Menschen nicht und kann sorgenfrei sein Leben in ungestörter Ruhe auf unseren Besitzungen, wo ich ihn erzogen habe, verbringen. So bleibt er der unreinen Berührung mit der Welt fern, fern den Lastern und verderblichen Beispielen, die seine empfängliche Seele vergiften könnten. Ich werde seine Neigungen leiten, ich werde seine Aufmerksamkeit dereinst auf ein sanftes und liebenswürdiges Mädchen lenken, die seiner würdig ist. Er wird sie lieben, weil ich sie gewählt, und weil sie frei sein wird von den Ansprüchen und Thorheiten der großen Welt. Wenn Gott mir das Leben bis dahin fristet, so wird sein Glück befestigt sein und ich habe ihn bewahrt vor Leiden und Reue.

So war Paul neunzehn Jahr alt geworden und bildete mit Recht die Freude seiner Mutter und den Stolz seiner Tante. Zartfühlend und aufmerksam wie ein junges Mädchen, zeigte er sich ganz den Hoffnungen der Mutter entsprechend. Täglich fand sie des Morgens frische Blumen in ihrem Zimmer und wenn Paul des Abends am Clavier saß und spielte, lehnte sich die Baronin innig beglückt über seinen Stuhl und lauschte entzückt den tiefgefühlten Phantasien des begabten jungen Mannes.

Auch Fräulein von Aarhaus fand von Tag zu Tag mehr, daß ihr Neffe in Wuchs, Haltung, Gang und Manieren das Muster eines echten Edelmannes sei; sie behandelte ihn mit jener achtungsvollen Zärtlichkeit, wie sie ihren Begriffen nach dem zukünftigen Haupte der Familie zukam. Friedlich verstrich die Zeit auf dem Schlosse. Wollte ja einmal das rasche Blut des Jünglings zu heftigem Aufbrausen kommen, so genügte ein Blick, eine Thräne der geliebten Mutter, um ihn zu besänftigen.

Fast die einzigen Unterbrechungen, welche das friedlich glückliche Leben auf Schloß Aarhaus erfuhr, wurden durch die Reisen der Tante bewirkt. Das Stiftsfräulein hatte nämlich hohe Verbindungen in der Hauptstadt; sie konnte es nicht über das Herz bringen, diese ganz zu vernachlässigen. Sie mußte von Zeit zu Zeit ihre Freunde aufsuchen, sich über die Verhältnisse neu unterrichten und einigemal bei Hof erscheinen. Kam sie dann zurück, so waren ihre aristokratischen Bedürfnisse befriedigt und sie freute sich wieder herzlich des

Stilllebens auf dem heimathlichen Stammschlosse. Für die Baronin und Paul hatten diese Reisen immerhin auch eine große Bedeutung. Die Tante sorgte dafür, daß man in einer gewissen Verbindung mit der Welt blieb, sie brachte neue Moden, Bücher und Musikalien mit, hielt das Interesse für naheſtehende Familien wach und bewirkte dann durch ihre sehr lebhafte Correspondenz und zahlreiche Journale, die sie hielt, Abwechselung in der Unterhaltung.

Einmal kam sie ganz glücklich nach Aarhaus zurück. Der König hatte sich angelegentlich nach der Baronin und ihrem Sohne erkundigt und halb im Ernste die Bemerkung gemacht, er werde gelegentlich einmal die liebenswürdige Einsiedlerin selbst besuchen, da sie sich nicht scheine entschließen zu können, den Hof wiederzusehen. Das Stiftsfräulein hielt diese allerhöchste Redensart für einen Befehl, dem die Baronin unbedingt durch eine Reise nach der Residenz nachkommen müsse, und es gab einige Zwistigkeiten, als Frau von Aarhaus sich entschieden dahin aussprach, daß die königlichen Worte ihr zwar sehr schmeichelhaft seien, sie aber nicht veranlassen könnten, ihre liebgewordene Lebensweise auch nur auf kurze Zeit zu ändern.

Vergeblich waren die Bemühungen der Tante, den Neffen bei ihrer nächsten Reise nach der Residenz mitnehmen zu wollen. Die Baronin that keinen Einspruch, aber ihre Blicke sprachen deutlicher wie Worte, und Paul selbst erklärte, die Mutter nicht verlassen zu können. In einem Briefe aus der Hauptstadt schrieb bald darauf die Tante, daß sie einen Besuch mitbringen

werde; der junge Graf Saalfeld, ein weitläufiger Verwandter, der schon als Knabe einmal einige Wochen zu Aarhaus gewesen und jetzt auf Urlaub in der Residenz sei, werde mit ihr im Schlosse eintreffen, um die Freundschaft mit Paul zu erneuern. Diese Nachricht begrüßten Mutter und Sohn mit lebhafter Freude, beide versprachen sich einige angenehme Wochen, und die Baronin nahm sich vor, durch möglichst liebenswürdige Aufnahme den jungen Grafen zu öfteren Besuchen zu veranlassen. Hoffte sie doch, auf diese Weise dem Sohne den Aufenthalt zu Hause um so lieber zu machen.

Das Stiftsfräulein arrangirte bei ihrer Zurückkunft eine etwas theatralische Scene, um den Zweck, welchen sie dabei im Auge hatte, recht sicher zu erreichen. Eines Abends saß die Baronin beim Kamine, in welchem ein trauliches Kohlenfeuer die herbstliche Kühle verscheuchte. Aufmerksam lauschte sie dem Spiele Paul's, der mit Eifer und Enthusiasmus an seinem Instrumente saß. Voll mütterlichen Stolzes blickte Frau von Aarhaus auf den schönen Jüngling und in ihrer Phantasie malte sie sich das Bild des lieblichen sanften Mädchens, das sie ihm zur Lebensgefährtin zu wählen gedachte. Träumerisch und glückselig verfolgte sie diese frohen Gedanken und wiegte sich in der Hoffnung, das Lebensglück des innig geliebten Sohnes zu gründen.

So hatten Beide es überhört, daß ein Wagen in den Hof gefahren war. Mit einem Male öffnete sich die Thür zu dem Zimmer, in welchem Mutter und Sohn sich befanden, und das Stiftsfräulein erschien am Arme eines jungen schönen Mannes in der Uniform

eines Husarenlieutenants. Fräulein von Aarhaus umarmte ihre Schwägerin mit etwas affectirter Herzlichkeit und stellte ihr dann ihren Begleiter als den jungen Grafen Saalfeld vor. Nachdem sie darauf auch ihren Neffen umarmt hatte, forderte sie die beiden jungen Männer auf, ihre Knabenfreundschaft zu erneuern.

Paul erröthete wie ein junges Mädchen. Je mehr er die Züge des einstigen Spielkameraden wiederfand, um so heftiger zog ihn sein Herz zu dem stattlichen, mit ihm fast in gleichem Alter stehenden Husarenlieutenant. Mit inniger Wärme schloß er ihn an die Brust und von diesem Augenblick an entstand in seiner Phantasie eine neue Art von Ideal: der junge Graf war für ihn der Abgesandte einer Welt voll männlicher Kraft, Ehrbegier und Genuß.

Als die Tante bemerkte, wie viel ihr Plan Aussicht auf Erfolg habe, richtete sie es so oft wie möglich ein, daß die jungen Leute ungestört mit einander verkehren konnten. Paul hatte bald so viel von dem herrlichen Leben der Husarenlieutenants erfahren, daß ihm der Kopf brannte, auch daran Theil nehmen zu können. Dem jungen Grafen stand die Uniform prächtig und alle Augen ruhten wohlgefällig auf seiner Erscheinung. Es währte nicht lange, so betrachtete der gute mädchenhafte Paul seinen Freund als einen Phönix, als einen vollendeten jungen Mann, und es würde ihn nicht verwundert haben, wenn derselbe ihm noch viel unglaublichere Geschichten aus seinem Leben erzählt hätte, als er bereits that. Paul hätte sie unbedingt geglaubt.

So war die kurze Zeit fast vorüber, welche der junge

Graf zu seinem Besuch festgesetzt hatte, als eines Abends das Stiftsfräulein den günstigen Moment wahrnahm, um auf diese Abreise und die damit bevorstehende Trennung der beiden jungen Leute anzuspielen. Sofort verlor Paul alle Munterkeit.

„Nun, lieber Paul," sagte Fräulein von Aarhaus, „Du scheinst Deinen Freund nicht gern zu verlieren? Aber weshalb ist dies auch nöthig? Frage Dich einmal selbst, ob Du nicht einen Wunsch hast, dessen Erfüllung Dich jetzt am glücklichsten machen würde?"

Paul sah nachdenkend vor sich hin.

„Was sagst Du zu der Husarenuniform?" fuhr die Tante fort. „Glaubst Du nicht, daß sie Dich trefflich kleiden würde? Muth, Muth, mein Junge, sei nicht so blöde und sprich es aus. Aber wie? Seid Ihr nicht ganz von gleicher Größe? Ich muß Dich in der Uniform sehen, Deine Mutter muß Dich sehen; gehen Sie, Graf, kleiden Sie ihn an und bringen Sie ihn uns so, wie ihn bald alle Welt sehen wird."

Damit schickte sie die beiden jungen Leute fort.

Frau von Aarhaus ahnte die Gefahr für ihre friedlichen Pläne. Kaum waren die beiden Freunde fort, als sie seufzend sagte: „O, Schwester, was hast Du gethan?"

Das war es, was das Stiftsfräulein wollte. Sie begann der Baronin zuzureden, schilderte ihr, wie unrecht sie handle, wenn sie den Sohn in der Einsamkeit begrabe, klagte sie der einseitigen egoistischen Mutterliebe an, sprach von den Pflichten gegen die Familienehre und rief einen Sturm von Besorgnissen und widerspre-

chenden Befürchtungen im Herzen der armen Mutter auf.

Unterdessen war die Metamorphose geschehen und Paul trat in der Uniform seines Freundes herein!

Jedes unbefangene Auge hätte gestehen müssen, daß der junge Mann eine bildschöne Erscheinung war, wie viel weniger konnte das Auge der Mutter dies übersehen. Nachdem die Tante ihre Bewunderung in den ausschweifendsten Redensarten ausgesprochen hatte, sagte sie: sie könne nun nicht länger verschweigen, daß ihr der Kriegsminister selbst das Versprechen gegeben habe, ihren Neffen auf die schnellste Weise zum Lieutenant zu befördern und ihn in das Regiment seines Freundes, des Grafen Saalfeld, einzureihen. Diese Mittheilung genügte, um das bereits glimmende Feuer in Paul's Herzen zur Gluth anzufachen. Stürmisch umarmte er seine Mutter und bekannte ihr, daß es der sehnlichste Wunsch seines Herzens sei, jene Welt kennen zu lernen, von der ihm sein Jugendfreund erzählt habe.

Die betrübte Baronin sah ein, daß ein Widerstand hier vergeblich sei. Was hätte es helfen können, wenn sie durch mütterliche Rathschläge den Sturm in der Brust des lebensfrohen Sohnes zu bekämpfen gesucht? Außerdem vereinte die Tante ihre Bitten mit denen Paul's und beugte jedem Einwand vor, indem sie schwur, die Baronin keinen Augenblick auf Schloß Aarhaus allein zu lassen, so lange Paul bei seinem Regimente sei. Mit blutendem Herzen fügte sich die Baronin in das Unvermeidliche und während sie gewaltsam ihre Thränen zurückhielt, bedeckte Paul Hände

und Stirn der geliebten Mutter mit Küſſen des Dankes und der Freude. Die Tante verbarg nicht ihren Jubel über den gelungenen Erfolg ihres Planes und der junge Graf freute ſich von Herzen über die Ausſicht, einen ſo liebenswürdigen und gefügigen Genoſſen zu gewinnen.

Die arme Mutter! Wie ſchwer wurde ihr die kurze Zeit bis zur Abreiſe des geliebten Sohnes! Tag und Nacht dachte ſie an die Tage, wo ſie ihn entbehren ſollte, ohne daß ſein theures Auge ihr entgegenlächelte. Aber ſie verbarg ihren Schmerz, um nicht die Freude Paul's zu ſtören. Fromme Gedanken tröſteten ſie und ſie vertraute, daß der Schutz Gottes den Sohn ihres Herzens bewahren werde.

Zweites Capitel.

Eine fröhliche Abendgeſellſchaft von jungen Officieren mag vielleicht manchem prüden Auge Aergerniß bereiten, denn der Lärm, das Gelächter, das Durcheinander einer Menge von Stimmen, die alle zugleich reden, das Gläſerklirren und Stühlerücken, vereinigt ſich oft zu einem Getöſe der wildeſten und ungezügelſten Art. Anfänglich war der unerfahrene und ſchüchterne Paul überraſcht, ja ſogar verletzt, von dem, was ſich ſeinen Augen und Ohren bei dieſen Zuſammenkünften darbot; bald aber ſah er ein, daß er ſich lächerlich machen würde, wenn er ſeinen Widerwillen nicht unterdrücke; einige dahin zielende Witzworte und höhniſche Blicke, die ihn trafen, genügten, um ihn völlig die rechte Art und Weiſe einſehen und annehmen zu lernen, deren er in ſeiner neuen Umgebung bedurfte.

Wie glücklich war er, daß ſein Freund Saalfeld ihm ſtets mit Rath und Beiſtand zur Seite blieb. Die Ungelenkigkeit und Blödigkeit, die ihm anhafteten, genirten ihn und er empfand eine Art von Beſchämung, wenn er an ſeine einſeitige und unmännliche Lebensart

von früheren Zeiten zurückdachte. Stolz und Eitelkeit regten sich; er sah, wie andere durch ihre Keckheit und das Gefühl sicherer Ueberlegenheit allenthalben sich hervorthaten, während er sich ängstlich zur Seite hielt und nicht wagte, die Vorzüge seiner angenehmen Persönlichkeit zur Geltung zu bringen.

Er war nun bereits Lieutenant geworden und bei einzelnen Gelegenheiten hatten die Vorgesetzten ihm Lobsprüche über sein Verhalten ertheilt. Mit der Mutter stand er in lebhafter Correspondenz und er benachrichtigte sie von allem, was ihn Angenehmes betraf. Wie glücklich war sie über die Offenheit ihres Sohnes! Jeder seiner Briefe athmete Glück und Heiterkeit; wie hätte sie diese Stimmung durch sehnsüchtige Klagen oder Wünsche der Rückkehr trüben sollen!

* * *

In der Mitte zwischen zwei routinirten Lebemännern seiner Kameradschaft saß Paul eines Nachmittags nach dem Diner beim Glase Champagner. Man feierte das Avancement eines Andern und Paul war grade an diesem Tage mehr als sonst zum Trinken genöthigt worden. Man erhob sich endlich, um für den Abend andere Unterhaltung zu suchen. Die Schauspielertruppe, welche alljährlich einige Monate in der Stadt zubrachte und Vorstellungen gab, sollte auch an diesem Abende spielen und Paul's Nachbarn machten ihm den Vorschlag, ihn im Zwischenacte auf die Bühne zu führen, um ihn mit einigen allerliebsten Actricen bekannt zu machen. Auf den Arm des einen der Beiden gestützt, folgte Paul der Aufforderung und ging mit nach dem Theater.

Für den Uneingeweihten ist es ein interessanter Blick, wenn er zum ersten Male während eines Zwischenactes auf die Bühne sieht. Die grob gemalten Decorationen werden von geschäftigen Theaterarbeitern zurecht gelegt, Garderobestücke zusammengesucht, Requisiten aufgestellt. Dazwischen stehen Gruppen plaudernder Bühnenhelden und Heldinnen mit ihren Freunden. Das Durcheinander von Damen in flitterhaften Theatercostümen und mit geschminkten Gesichtern im flüsternden Gespräch mit befrackten Herren; das Schäkern, Lachen Kokettiren, während vielleicht eines der darstellenden Mitglieder im Hintergrunde ernsthaft auf und ab geht, die Rolle in der Hand und halblaut memorirend, gibt eines der tollsten und verwirrendsten Bilder, die man sich denken kann.

Das beste an der ganzen Truppe, welche gegenwärtig die Garnisonsstadt heimsuchte, waren die Damen. Nicht als wäre die weibliche Mitgliederschaft aus den ersten Künstlerinnen zusammengesetzt gewesen, im Gegentheil, sie gehörten größtentheils zu jener Sorte, bei der man die brillanten Mittel zu rühmen pflegt, die aber leider weder Zeit noch Lust hat, ihre schöne Erscheinung und den einnehmenden Klang ihrer Stimme durch Studien zu unterstützen, sondern lediglich auf den Glanz der Toilette Rücksicht nimmt, und daher auch nicht allzustreng darnach fragt, von wem ein neues Schmuckstück oder eine prachtvolle Robe kommt, wenn man nur damit den Neid in die Züge der Rivalinnen heraufbeschwören und vor den Lampen herumparadiren kann. Was hätte es dem Director genützt, wenn er wirkliche

Talente engagirt hätte? Er kannte sein Publikum und wußte, daß man nach einem feinen Diner sich durch nervöse Aufregungen oder gespannte Aufmerksamkeit Indigestionen zuzieht. Wozu hätte er also die Zuschauer vertreiben sollen? Daß das Publikum ausblieb, wenn er classische Stücke gab, wußte er aus Erfahrung. Er brachte also kleine Lustspiele, wobei es etwas zu plaudern und zu lachen gab. Hübsche Gesichter auf die Bühne, die nicht gar zu prüde thaten, wenn einmal eine verfängliche Situation oder eine lüsterne Geste vorkam, das war das beste Zugmittel für die Herren Officiere, die dann allerdings ihre Sympathie für das Theater in lärmender Weise kund thaten, freigebig gegen die Damen waren und in den Zwischenacten sich die Freiheit nahmen, auf die Bühne zu kommen und dort den Arbeitern die Wege zu versperren. Was aber that das? Die Arbeiter besorgten so mancherlei nebenbei, sie trugen Briefe und Geschenke, lauerten dem Nebenbuhler auf, warnten und benachrichtigten zur rechten Zeit, für welche Dienste es dann reichliche Trinkgelder gab, so daß alles herrlich ging und alle Betheiligten beim Theater zufrieden waren. Keiner der Officiere würde so intolerant gewesen sein, die Freundin eines Kameraden auszuzischen; aber wehe der lächerlichen Tugendheldin, die sich hätte einfallen lassen, ohne die Gunst eines der allmächtigen Beherrscher des Parquets Erfolge erringen zu wollen! Mitten im höchsten Pathos hätte das Geflüster und Gekicher aus den Zuschauerräumen die Aermste aus der Fassung gebracht und ihr Fall würde auf der Bretterwelt um so sicherer

gewesen sein, je weniger sie in der wirklichen Welt zum Falle geneigt erschienen.

In diesen seltsamen Kreis führte der Begleiter Paul's diesen ein. War der junge Mann schon durch den Wein etwas erregt, so wurde er es beim Anblick dieser fröhlichen Damengesichter, die mit leuchtenden Blicken auf ihn sahen, noch viel mehr. Dort stand eine junge Schöne, den Blick verschämt gesenkt und verlegen mit dem Fächer spielend, als er sie betrachtete. Und grade zu ihr lenkte sein Kamerad, auf dessen Arm er sich noch immer stützte, den Schritt. „Fräulein," sagte er, „erlauben Sie mir, Ihnen den Baron von Aarhaus, meinen Freund, einen charmanten jungen Cavalier, vorzustellen." Dann entfernte er sich rasch und ließ Paul mit der Dame allein.

Paul war zuerst in großer Verlegenheit, darauf blickte er der jungen Schauspielerin in die leuchtenden Augen und sein Blut gerieth in Wallung. Er stotterte einige Worte, sie lächelte und erwiederte etwas, was er nicht verstand. Paul fühlte ein ihm ganz neues Feuer durch seine Adern fluthen. Er glaubte die Schauspielerin zu lieben. Alles an ihr erschien ihm reizend, unvergleichlich. Er bewunderte ihre reizenden Hände, ihre Taille, ihren Fuß, ihr Auge. Ein berauschendes Gefühl raubte ihm fast den Athem. Er wagte es, ihre Hand zu fassen. Da entzog sie sich ihm und schien ihm entfliehen zu wollen, aber dies geschah in einer so verführerischen Art, daß er nicht erschrak, sondern nur noch kühner wurde und der reizenden Fliehenden folgte.

Sie war ganz in den Vordergrund der Bühne geeilt und schaute durch das Loch des Vorhanges in den Zuschauerraum. Paul trat an ihre Seite und da sie einige Bemerkungen über Vorgänge unter dem Publikum machte, versuchte er, mit ihr durch die runde Oeffnung hindurch zu sehen. Dies brachte sein Gesicht ganz unmittelbar mit ihrer Wange in Berührung. Glühend wirkte dies auf seine Sinne und es währte eine geraume Weile, bevor er wieder ein Wort zu flüstern vermochte. Dies erste Wort war eine Versicherung seines Entzückens über ihre Schönheit. Er blickte schon lange nicht mehr durch das Loch des Vorhanges und noch immer lehnte seine Wange an der ihrigen. Seine Finger hatten ihre kleine zarte Hand erfaßt. Er frug nach ihrem Namen und sie sagte ihm, daß sie Amanda heiße. Mit leiser zitternder Stimme frug er nach ihrer Wohnung, da plötzlich wurde ihr glückliches Selbstvergessen durch eine andere Schauspielerin unterbrochen, welche an Amanda die Bitte richtete, sie doch auch einmal einen Augenblick ins Publikum sehen zu lassen.

„Mir scheint, Du siehst doch nicht hindurch," sagte sie etwas boshaft; „und ich bin neugierig, zu wissen, ob die Rothnase heute Abend wieder hier ist."

„Die Rothnase?" wiederholten einige andere Damen, die in der Nähe standen; „ist sie heute in der Loge? Wir haben sie doch seit einigen Vorstellungen nicht gesehen."

„Sie ist da, sie ist da!" rief lachend die erste. „Ganz wie immer, mit Mantel und Schleier, und

hinter ihr der Alte, der sie bewacht, wie Hans Styx die Eurydice."

„Wer ist denn die Rothnase?" frug Paul.

„Ein Frauenzimmer," erklärte eine der Damen, „die fast alle Abende in derselben Loge sitzt. Sehen Sie dort, rechts, in der Ecke. Nie ist etwas von ihrem Gesichte zu sehen und keine von uns würde das Geringste wissen, wenn Amanda nicht eines Abends ihre Neugierde befriedigt und den Moment abgepaßt hätte, wo sie einen Blick hinter den Schleier thun konnte."

„Und trotz meiner Ausdauer," ergänzte Amanda, „würde auch ich niemals hinter das Geheimniß gekommen sein, wenn nicht ein zufälliger Zugwind den Schleier für einen Augenblick gelüftet hätte. Da sah ich denn, oder glaube wenigstens gesehen zu haben, daß die Nase der Dame glühend roth aus einem häßlichen Gesicht hervorleuchtete. Der Alte, der sie begleitete, bemerkte sogleich meine Neugierde, warf mir einen drohenden Blick zu und entfernte sich eilig mit seiner Begleiterin."

Während Amanda diese Geschichte erzählte, war der Graf Saalfeld hinzugetreten. Er lachte und sagte: „Ich bin überzeugt, daß Fräulein Amanda sich irrt und glaube für meinen Theil, die geheimnißvolle Dame muß ein Engel an Schönheit sein. Weshalb sollte der Alte sie so sorgsam bewachen, wenn sie häßlich wäre? Meiner Ansicht nach ist grade die Eifersucht des alten Burschen der beste Beweis für den Reiz jener Unbekannten."

Amanda schmollte ein wenig, weil der Graf Zweifel in ihre Worte setzte.

Eine der Schauspielerin meinte: „Wenn ich Officier wäre, ich wüßte, was ich thäte.“

„Nun, mein schönes Fräulein,“ frug Paul, der ganz dreist geworden war, „was würden Sie thun?“

„Ich würde das Geheimniß ergründen und dann wüßte ich, wie es sich mit der Rothnase verhält,“ versetzte jene.

„Wahrhaftig,“ rief Paul, dessen Gedanken von Wein und Aufregung ganz verwirrt waren, „Sie haben Recht und ich will Ihrem Winke folgen.“

„Ich wette fünfzig Thaler, Du setzest es nicht durch,“ warf Graf Saalfeld ein.

Paul sah auf Amanda, deren Blicke ihn zu ermuthigen schienen.

„Ich halte die Wette,“ entgegnete er.

In diesem Augenblick ertönte das Glöckchen des Regisseurs und in einem Nu war die Bühne von allen Anwesenden geräumt. Der Vorhang ging auf, während Paul durch die Seitenthür hinter den Couliſſen in den Corridor getreten war, der zu den Logen führte. Er forderte die Schließerin auf, ihm die Loge zu öffnen, worin sich die geheimnißvolle Fremde befand.

„Das ist unmöglich,“ versetzte die Schließerin, „die Loge ist vermiethet.“

„Einerlei!“ entgegnete Paul.

„Es geht nicht!“ erwiederte die Schließerin, aber Paul drückte ihr ein Goldstück in die Hand und öffnete selbst.

Er trat ein und setzte sich auf einen der Sitze im Hintergrunde der Loge.

Der alte Herr, welcher darin saß, wendete sich um und sagte sehr höflich: „Man hat Sie wahrscheinlich irrig hier eingelassen; die Loge ist vermiethet.“

„Mein Herr,“ entgegnete Paul, „ich habe keinen andern Platz finden können und setze mich dahin, wo ich es leer finde.“

Der Alte biß sich auf die Lippen und schwieg, indem er ängstlich auf seine Begleiterin sah. Dann rückte er so dicht an diese heran, daß Paul sie nicht wohl von seinem Platze aus beobachten konnte.

Dies sagte dem jungen Lieutenant durchaus nicht zu, und da er viele seiner Kameraden, darunter namentlich den Grafen Saalfeld, fortwährend nach ihm hinschielen sah, so stieg ihm das Blut zu Kopf; er voltigirte ohne Rücksicht über die Bank vor ihm und setzte sich dicht an die andere Seite der geheimnißvollen Fremden.

„Wie finden Sie das Stück?“ frug er sie, bevor der Alte über den kecken Streich des jungen Mannes sich besonnen hatte.

Die Dame wendete sich überrascht zu dem Eindringling und sagte mit sehr sanfter Stimme, die fast wie die Stimme eines Kindes klang: „Recht hübsch, aber leider sind meine Augen so schwach.“ Bevor sie jedoch geendet hatte, erhob sich der Alte und sagte mit vor unterdrücktem Zorn zitternder, aber bittender Stimme zu ihr: „Du weißt, daß wir früh zu Hause sein müssen und es ist schon neun Uhr. Deine Gesundheit verlangt, daß wir sogleich aufbrechen.“

Die Dame seufzte und erhob sich, ohne daß es Paul gelang, einen Blick unter den Schleier zu thun. Zu gleicher Zeit bemerkte er, wie Graf Saalfeld triumphirend nach der Loge blickte. Beleidigte Eitelkeit verwirrte völlig seine Gedanken. Heftig stand er auf, und bevor die Dame mit ihrem Begleiter die Loge verlassen konnte, ergriff er ihren Schleier und hob ihn auf.

Er sah ein Gesicht, bei dessen Anblick er erschrocken zurückprallte. Flecken und Narben verunstalteten die Haut und die Bezeichnung Rothnase war nicht ohne Grund.

Der Begleiter der Dame warf den Schleier heftig wieder herab, wendete sich mit zornglühenden Blicken zu Paul und sagte in leisem aber entschiedenem Tone, so daß seine Begleiterin es nicht vernahm: „Morgen früh um fünf Uhr werden Sie mir an der Wildeiche Genugthuung für diese Beleidigung geben."

„Ich stehe zu Dienst," entgegnete Paul.

Drittes Capitel.

Während in der darauffolgenden Nacht der alte Herr in seinem Zimmer saß und eifrig schrieb, wobei er von Zeit zu Zeit aufstand, in das daranstoßende Cabinet ging und die Vorhänge eines Bettes auseinander schlug, um lange, kummervolle Blicke auf das dort schlafende Mädchen zu richten, suchte Paul in Gesellschaft seiner Kameraden die Regungen der Reue, die er empfand, zu unterdrücken. Im Taumel verbrachte er den größten Theil der Nacht, dann verfiel er auf seinem Lager in einen unruhigen Schlummer, und als ihn sein Bursche früh beim Tagesgrauen weckte, ward es ihm schwer, sich der Vorgänge des Abends zu entsinnen. Bald fanden sich einige seiner Freunde bei ihm ein, darunter der Graf Saalfeld, und alle begaben sich nach dem angegebenen Orte des Duells.

Es währte nicht lange, so erschien auch der alte Herr. Man grüßte sich schweigend, und der Alte begann hierauf mit ernster Stimme: „Ich glaube, daß jede Erörterung überflüssig sein wird. Ich bin ohne jede Veranlassung beleidigt und verlange Satisfaction.

Das Recht, die Waffen zu wählen, ist auf meiner Seite. Hier sind zwei Pistolen. Auf fünfzehn Schritte. Beide Schüsse sollen auf das gegebene Zeichen zugleich fallen."

Paul erklärte sich damit einverstanden. Graf Saalfeld frug den Alten, wo er seinen Zeugen habe.

„Ich bin völlig fremd am Orte," versetzte dieser, „und kenne Niemand hier. Vielleicht hat einer der Herren die Güte, mir als Secundant zu dienen."

Einer der Officiere trat vor und erklärte sich bereit dazu.

Der Fremde gab hierauf seine Wohnung an und bat zugleich um die Erlaubniß, seinen Namen verschweigen zu dürfen, worauf Paul erwiederte: „Ich habe Sie als Unbekannten beleidigt und schulde Ihnen auch als Solchem Genugthuung."

Man nahm die Position, nachdem die Entfernung gemessen war; das Zeichen wurde gegeben. Beide Schüsse fielen. Paul war unversehrt, der alte Herr hatte einen Schuß in die Brust erhalten und sank stöhnend zu Boden.

Bei diesem Anblick ward Paul von Schmerz und Schrecken überwältigt. Die eitle Rücksicht auf seine Kameraden schwand, er dachte an nichts, als daß er den Unglücklichen vielleicht getödtet habe, eilte auf ihn zu, kniete bei ihm nieder und rief, indem er das Blut zu stillen suchte: „O Verzeihung! Verzeihung! Ich bin ein Elender, ein Verworfener!"

Der alte Herr wimmerte leise und Paul vernahm,

wie er die Worte hervorstieß: „O meine Tochter, mein armes Kind!“

Darauf schwand die Besinnung des Verwundeten. Auf Anordnung des Arztes wurde er nach seiner Wohnung gebracht, deren Angabe er noch vorher gemacht hatte. Paul war nicht zu bewegen, den Unglücklichen zu verlassen. Er stieg mit in den Wagen, half den alten Herrn zu Bette bringen, unterstützte den Arzt bei seinen Functionen und erklärte, das Lager des Verwundeten nicht verlassen zu wollen, bis derselbe außer Gefahr sei. Seine Betrübniß äußerte sich auf eine so ergreifende Weise, daß Niemand es wagte, sich seinem Vorhaben zu widersetzen.

Nachdem der Arzt sich entfernt hatte und der Kranke in Schlummer gekommen war, saß Paul allein an dessen Bette und überdachte, was er gethan hatte. Das Bild seiner Mutter stieg vor seiner Seele auf, Reue und Schmerz überwältigten ihn, und ein tiefer Ekel vor seinen Handlungen ergriff sein Herz.

Während er so eine Beute der quälendsten Gefühle war, öffnete sich die Seitenthür, und leise, kaum vernehmbar, trat das junge Mädchen, die unschuldige Ursache der schrecklichen Katastrophe, herein. Sie eilte auf das Bett zu und, ohne Paul's Anwesenheit zu beachten, kniete sie schluchzend dabei nieder, indem sie mit dem Ausdruck des unnennbarsten Schmerzes ausrief: „Mein Vater! Mein armer Vater!“

Paul konnte anfänglich nur die schlanke Gestalt des eben dem Kindesalter entwachsenen Mädchens erblicken, aber er war auf das Tiefste erschüttert von dem Jammer,

der sie bewegte. Sie verbarg das Gesicht in die Kissen des Schmerzenslagers, auf dem ihr Vater ruhte, und da sie eben erst das Bett verlassen zu haben und von den Vorgängen nichts zu wissen schien, so zeigte ihr ungeordneter Anzug an Hals und Armen eine Haut von der seltensten Schönheit. Nach einer Weile erhob sie das Gesicht, und Paul konnte dasselbe genau betrachten. Die Form der Züge war tadellos, aber die Haut des Gesichts war voller Narben und Flecken, so daß der erste Anblick unwillkürlich eine Art Schrecken erregen mußte. Dazu kam noch, daß die Augen entzündet waren und den Ausdruck eines blöden Gesichts trugen. Um der peinlichen Lage, in welcher er sich befand, ein Ende zu machen, sagte Paul mit halblauter Stimme: „Der Athem des Kranken scheint etwas ruhiger geworden zu sein."

Beim Klange seiner Stimme zitterte das junge Mädchen heftig, sie hatte den Anwesenden entweder gar nicht bemerkt oder ihn für einen Arzt gehalten. Nun blickte sie auf und frug ängstlich: „O mein Gott, was ist geschehen? Beim Schalle mehrerer Stimmen erwacht, lausche ich und vernehme, daß man meinen Vater als Schwerkranken behandelt. Reden Sie, was hat ihn betroffen? Ich entdecke Blutspuren; ist etwas vorgefallen? Hat er sich verwundet?"

Ueberwältigt von seinen Gefühlen konnte Paul nichts erwiedern. Sein Herz litt unter dem Gewicht von Reue und Mitleid, und ein Strom von Thränen gab ihm endlich etwas Erleichterung. „Ach," sagte er, „wenn Sie wüßten, wie verächtlich ich mir erscheine,

wie tief und schmerzlich ich bereue, was ich gethan, Sie würden mich bemitleiden."

In diesem Augenblicke seufzte der Kranke tief und schmerzlich und öffnete seine Augen. Langsam blickte er umher, dann erkannte er seine Tochter, die seine Hand ergriff und sie mit Thränen und Küssen bedeckte. Endlich erblickte er auch den von tiefer Erschütterung bewegten Paul. Dieser ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Thränen der innigsten Zerknirschung.

„Ich zürne Ihnen nicht," sagte der Alte, „aber Sie wissen nicht, wie schwer Sie mich getroffen haben. Was soll aus meiner armen Tochter werden?"

Das junge Mädchen sah mit einem Ausdruck des Entsetzens zuerst auf ihren Vater, dann auf Paul. Mit einem Male wurde ihr alles klar und mit einem lauten Schrei sank sie auf's neue an der Seite des Bettes nieder. Der Greis suchte sie zu trösten.

Paul ermannte sich und sagte zu dem Verwundeten: „Sie werden geheilt werden, Gott wird mich nicht so furchtbar für eine Stunde des Leichtsinns strafen, er wird nicht das Elend eines ganzen Lebens als Buße über den Schuldigen verhängen. Wenn aber das Entsetzliche geschehen sollte, so besorgen Sie nichts wegen des Schicksals ihrer Tochter. Sie ist keine Waise. Hier schwöre ich Ihnen, daß ich ihr ein Bruder sein will. Meine Habe sei die ihrige und meine Mutter soll sie als ihre Tochter betrachten. Ach, meine Mutter ist gut, ist ein Engel an Milde und Liebe; sie wird Ihre Tochter lieben, wie sie mich liebt, ja mehr noch, denn ich werde sie darum auf meinen Knien anflehen."

Der Alte ſah ihn lange an. „Sie haben ein weiches Herz,“ ſagte er, „ein Herz, das edel fühlt und das Gute will, möge Gott Ihnen Feſtigkeit und Ausdauer dazu verleihen, dann könnte ich dem Tode ruhig entgegen ſehen. Wohlan denn, ich will Ihnen in dieſer ſchweren Stunde vertrauen, und die Verpflichtung, die Sie ſich ſelbſt auferlegt haben, in gutem Glauben annehmen. Bedenken Sie, daß mein armes Kind ganz verlaſſen wäre, wenn Sie Ihr Verſprechen nicht halten. Dort in jener Caſſette finden Sie ein Heft, in welches ich Alles niedergeſchrieben habe, was über mein und meiner Tochter Schickſal Aufklärung ertheilt. Ich hatte dieſe Aufzeichnungen für einen Freund beſtimmt, an welchen ſie auch adreſſirt ſind. Nehmen Sie dieſelben, ich übergebe ſie Ihnen und lege damit das Loos dieſes armen Kindes in Ihre Hände.„

Paul ging zu der bezeichneten Caſſette, öffnete ſie und nahm die beſchriebenen Blätter heraus. Darauf trat er zu dem Krankenlager zurück. „Ich wäre der verächtlichſte Menſch, wenn ich jemals meinen Schwur brechen würde,“ ſagte er mit warmer Begeiſterung. „Ja, ich wiederhole es, ich will gut machen, was ich gefehlt habe.“

Hierauf ergriff er die Hand des jungen weinenden Mädchens und preßte ſie an ſeine Lippen, indem er zugleich an ihrer Seite niederkniete.

Der Alte ſtreckte die Hände aus, als wolle er die Knienden ſegnen, aber plötzlich verlor er die Beſinnung und ſank in die Kiſſen zurück.

Paul ſchickte ſogleich nach dem Arzte. Als dieſer

kam, hatte ſich der Verwundete erholt, aber der Arzt erklärte, jede heftige Gemüthsbewegung müſſe das Leben des ohnehin faſt hoffnungslos Leidenden gefährden. Nach einigen Anordnungen bat er Paul inſtändig, ſich von dem Kranken zu entfernen und dieſen der Pflege ſeiner Tochter zu überlaſſen. Paul mußte gehorchen. Er nahm die ihm anvertrauten Aufzeichnungen des alten Mannes mit und entfernte ſich. Bevor er ging, bat er das junge Mädchen nochmals um Vergebung wegen der Beleidigung, die er ihr am Abend vorher angethan, und des Schmerzes, den er durch das Duell über ſie gebracht. Sie vermochte nicht, ihm zu antworten. Schluchzend bat ſie ihn, ihren Vater und ſie nicht noch unglücklicher zu machen und alles zu thun, was zur Beruhigung des Kranken dienen könne. Paul verſprach es und ging.

Viertes Capitel.

Als Paul in seiner Wohnung angelangt war, fing er sogleich an, die Papiere des alten Herrn zu lesen. Die entsetzliche Katastrophe, zu welcher sein Leichtsinn geführt hatte, verwandelte sein ganzes Wesen, und er begann einen tiefen Ekel vor dem Treiben seiner Kameraden zu empfinden. Sein Wesen war leicht beweglich, und es fehlte nicht viel, so hätte er sofort an seine Mutter geschrieben und ihr gemeldet, daß er zurückkehren werde. Allerdings schien es auch das Gerathenste, denn es war vorauszusehen, daß die Geschichte mit dem Duell nicht verheimlicht werden konnte, und wenn der Alte starb, mußte die Angelegenheit sehr verwickelt werden. Paul war voller Groll gegen sich selbst und gegen seinen Freund Saalfeld, der ihn angespornt hatte, die Geschichte mit der geheimnißvollen Dame in der Loge zu diesem Ausgang zu treiben. Wie alle schwachen Charaktere übersah Paul, daß seine falsche Ehrbegier oder vielmehr seine eigene Unselbständigkeit an Allem Schuld war. Weshalb war er das Werkzeug geworden, das sich zur Ausführung solcher albernen

und boshaften Streiche benutzen ließ, er, dessen Herz weit entfernt war, derartige Anschläge selbst zu erfinden?

Die Papiere, welche er jetzt in der Hand hielt, waren an einen Herrn in Breslau adressirt und die Unterschrift zeigte den Namen Carl Andersen. Dies war also der Name seines Gegners im Duell, der Name des unglücklichen Vaters, den er vielleicht getödtet hatte, weil derselbe eine brutale Beleidigung, die er seiner Tochter zugefügt, nicht ertragen wollte.

Das Schreiben, welches Paul las, lautete folgendermaßen:

„Seit einem Jahre habe ich nichts von Ihnen, meinem Freunde, von dem Einzigen, dem ich mich in allen Lagen meines Lebens anvertrauen darf, erfahren. Werden Sie mir verzeihen, wenn ich mich jetzt, im Angesichte eines Ereignisses, welches meine Tochter vielleicht zur Waise macht, an Sie wende? Wenn ich nicht mehr sein werde, so hat auch mein Kind nicht mehr nöthig, das Geheimniß zu wahren, das mich seit Jahren verfolgt. Dieser Gedanke macht mich leichtsinniger, als es sonst wohl verzeihlich wäre. Sie wissen, daß meine Caroline als meine einzige Erbin die Mittel besitzen wird, unabhängig zu leben. Freilich wird dann ein anderes Verhängniß ihr Leben umdüstern und Niemand wird es ihr erleichtern. Doch ich spreche in Räthseln. Lassen Sie mich deutlicher sein. Diesen Abend bin ich in meiner Tochter von einem übermüthigen Menschen auf eine Weise beleidigt worden, die mich genöthigt hat, den Frechen zu fordern. Mit

Tagesanbruch werden wir uns schießen und ohne daß Caroline es ahnt, schwebt sie in der Gefahr, ihren Vater zu verlieren. Ich hätte diesen Ausgang vielleicht vermeiden können, ich könnte der Gefahr mich noch jetzt entziehen, aber mein Schicksal ist so eigenthümlich, daß ich nicht weiß, ob mein Leben oder mein Tod ein größerer Segen für mein unglückliches Kind ist. Falle ich, so wird dies Schreiben durch meine Tochter an Sie gelangen, und ich hoffe, Sie werden ihr mit Rath und Beistand zur Seite bleiben.

Wie Sie wissen, irre ich seit zehn Jahren mit meinem einzigen Kinde als Geächteter in Europa umher. Meine glühende Begeisterung ließ mich einst hoffen, daß die politischen Ideale, denen wir Beide so manches Opfer gebracht, sich verwirklichen könnten. Ich mußte diesen voreiligen Hoffnungen mit meiner Ruhe auch meine Heimathsliebe zum Opfer bringen und durfte mich noch glücklich schätzen, daß es mir gelungen war, mein Vermögen in die Fremde zu retten.

Es ist Ihnen auch bekannt, daß ich meinen Drang zur Verwirklichung jener kühnen Hoffnungen, deren Erfüllung ich im Vaterlande nicht erwarten durfte, nach anderen Theilen Europa's mit mir nahm und mich bei den gleichen Bestrebungen einer fremden Nation betheiligte. Meine letzten Mittheilungen benachrichtigten Sie von einer furchtbaren Katastrophe, die ich mitgemacht; seitdem hielten bestimmende Gründe mich ab, Ihnen weitere Mittheilungen zu geben, und Sie werden nicht wenig erstaunt sein, wenn ich Ihnen alles das berichte, was sich inzwischen mit mir zugetragen. So

erfahren Sie denn, mein Freund, daß bei jener Katastrophe, die so vielen Menschen Habe, Leben und Gesundheit raubte, auch mich ein entsetzlicher Schlag traf. Eine zerplatzende Bombe schleuderte einige Splitter in das Gesicht meiner Tochter und Wochen lang fürchtete ich für das Leben des armen Kindes. Wie es möglich war, daß dies geschehen konnte, habe ich allein zu verantworten, denn meine Begeisterung war die Ursache, daß das leicht erregbare Mädchen sich dem Schauplatz eines gefährlichen Kampfes nahte. Gott erhielt mein Kind am Leben, aber die Spuren der schrecklichen Verwundung sind noch heute in ihrem Gesichte vorhanden und Jahre werden vergehen, bevor dieselben einigermaßen verschwunden sind. Was mir das Entsetzlichste schien, war die Gefahr für Carolinens Augen. Wochen und Monate lang schwebte sie in der Gefahr, völlig zu erblinden. Alle Aerzte verzweifelten, kein Mittel half. Da endlich entschloß ich mich, hierher zu reisen, wo ein berühmter Augenarzt mich hoffen ließ, mein Kind vor dem fürchterlichen Schicksal des Erblindens zu retten. Um dies auszuführen, verschaffte ich mir Papiere, die auf einen andern Namen lauteten, und so gelang es mir, mich ungestört in das Vaterland und hierher zu begeben und unbehelligt hier zu verweilen. Wir hielten uns in völliger Zurückgezogenheit und bald hatte ich die Freude, meine Tochter auf dem Wege der Heilung zu sehen. Wenn Sie bedenken, daß Caroline mein einziges Kind ist, so werden Sie begreifen, wie schmerzlich es mich berührte, so oft ich gewahrte, wie man sie ihres Aussehens wegen mit Verwunderung

und oft mit schlecht verhehltem Widerwillen betrachtete. Niemand konnte sich die seltsame Erscheinung erklären, daß das arme Mädchen im Gesicht von großen Narben und rothen Flecken entstellt war. Unter dem Vorwande, daß der Arzt ihrer Augen wegen den Gebrauch eines dichten Schleiers vorgeschrieben habe, sorgte ich mit größter Vorsicht dafür, daß Niemand sie unverschleiert sah, und so gelang es mir, sie vor kränkenden Erfahrungen zu bewahren. Da der Arzt mir befohlen hatte, sie aufzuheitern, so miethete ich eine Loge im Theater, fest überzeugt, dort werde Niemand sich um uns bekümmern. Und nun ist es gekommen, daß diesen Abend ein junger Officier, ob im trunkenen Zustande oder in Folge einer Wette, weiß ich nicht, zu uns in die Loge drang und den Schleier meiner Tochter ihr vom Gesicht riß. Ich forderte ihn und die Stunde des Duells ist nahe. Sie sehen auch an mir, mein lieber Freund, wie klein wir Menschen sind. Hundert Mal habe ich gewünscht, mein Leben einer edlen, großen Sache zu opfern und nun stelle ich es der Kugel eines vorwitzigen Knaben zur Zielscheibe, um einem Vorurtheile zu genügen. Ereilt mich mein Schicksal, so wird meine Caroline ihre Heimath wieder gewinnen, aber vielleicht wird keine zarte Rücksicht sie in Zukunft vor bitteren Erfahrungen schützen. Wie es auch komme, ich bin entschlossen, mich nicht zurückzuziehen, und will es Gott, so wird es mir vergönnt sein, die freche Hand zu züchtigen, die mein Kind beleidigt hat. Wenn also dieser Brief in Ihre Hände kommt, so ist das Loos Ihres Freundes entschieden und er ruht aus von seinen Irr-

thümern und falſchen Hoffnungen. Möge dann Ihr Wohlwollen meiner Tochter zu Theil werden!“ —

Paul las dieſe Zeilen wiederholt mit größter Aufmerkſamkeit. Er fühlte, daß das Vertrauen des alten Anderſen ihm eine heilige Verpflichtung auferlege und daß er mit allen Banden ſeines edelfühlenden Herzens an die unglückliche Caroline gefeſſelt ſei. Er, der Sohn des hocharistokratiſchen Hauſes, an die Tochter des Schwärmers für Freiheit und Völkerrechte! Dieſer Umſtand änderte ſeinen Entſchluß nicht. Wenn der Alte ſtarb, ſo war Caroline ſeine Schweſter, das hatte er gelobt und daran wollte er halten.

Uebrigens ſchien es, als ſolle der ſchreckliche Ausgang des Duells nicht bis zum äußerſten Ende kommen Der Zuſtand des alten Anderſen beſſerte ſich und ſchon nach kurzer Zeit geſtattete es der Arzt, daß Paul täglich einige Stunden in Geſellſchaft des Vaters und Carolinens zubringen durfte. Er war früher ſo lange Zeit auf ein gemüthvoll häusliches Zuſammenleben beſchränkt geweſen und fühlte ſich daher bald recht heimiſch in dem kleinen Kreiſe. Wie es natürlich war, fand er bald, daß Carolinens Aeußere weniger häßlich ſei, als es ihm anfänglich ſchien, einestheils gewöhnte er ſich an ihr Ausſehen und anderntheils traten für ſein Auge in der That die ſchönen Züge ihres Geſichts nach längerer Bekanntſchaft beſtimmter hervor und ließen die entſtellenden Narben und Flecken weniger erkennen. Vielleicht verlieh auch der Strahl der Freude, wenn er kam, ihren Zügen ein erhöhtes geiſtiges Leben. Sie fand ſo viel Unterhaltung durch Paul, und die

Gewißheit, daß das Leben ihres Vaters außer Gefahr sei, gab ihr mehr Freiheit im Umgang mit ihm und verschönte ihr die traurigen Stunden, wenn er ferne war.

Merkwürdigerweise eigneten sich die Charaktere der beiden jungen Leute außerordentlich gut zusammen, nur schade, daß sie nicht umgekehrt begabt, oder daß die energische Caroline nicht der Mann und der weiche, unsichere Paul das Mädchen war. Die Erziehung Carolinens war genau das Gegenstück zu der Paul's. Als halberwachsenes Mädchen ganz der Leitung ihres ruheloſen, kampflustigen Vaters hingegeben, war sie eine durchaus selbständige, ausdauernde Natur geworden. Während Hindernisse die Willenskraft Paul's lähmten, reizten und stärkten dieselben die Energie Carolinens, welche gewissermaßen von Haus aus zum Kampfe mit Vorurtheilen erzogen war. Kein Wunder, daß beide sich als ergänzende Naturen eng aneinander anschlossen! Während jedoch dies Gefühl der Zuneigung bei Paul ein hingebendes, mädchenhaftes Anschließen war, entwickelte sich in Caroline eine jener Leidenschaften, die ruhig und fast kalt erscheinen, so lange ihnen der Besitz des Gegenstandes gesichert ist, die jedoch zur heftigen Gluth und Stärke anwachsen, wenn sich Hindernisse entgegenstellen oder Verlust droht.

Paul hatte seiner Mutter die Vorgänge mitgetheilt und damit die Schranke gebrochen, welche die Baronin von Aarhaus bisher abgehalten hatte, ihn zur Aufgabe der militärischen Carriere und zur Rückkehr nach Aarhaus zu bewegen. Von quälender Sorge erfüllt, sah sich die geängstigte Mutter nach einem Rettungsanker

um, wodurch sie den geliebten Sohn, dessen lenksame und leicht verführbare Natur ihr nur zu wohlbekannt war, aus den Gefahren des Garnisonlebens befreien konnte. Seit dem unseligen Duell schwebten vor ihrer Seele Tag und Nacht die Besorgnisse vor ähnlichen unbesonnenen Handlungen; sie sah ihn in neue Streitigkeiten verwickelt, begann den Einfluß seiner Kameraden zu fürchten und bekete täglich zu Gott, daß er ihn bewahren oder ihm einen fürsorgenden Beschützer zur Seite stellen mögt.

Die größte Beruhigung fand die arme Mutter in dem Gedanken an den Einfluß des alten Andersen und Carolinens. Sie hatte gleich nach Paul's Mittheilung des Hergangs an Letztere geschrieben, sie und ihren Vater um Verzeihung für den Sohn gebeten und ihr für die Güte gedankt, die Paul bei ihr und Andersen gefunden hatte. Das Versprechen Paul's, die Tochter des Verwundeten als seine Schwester anzuerkennen, hatte die Baronin nicht nur durch das herzlichste mütterliche Entgegenkommen bestätigt, sondern für alle Fälle gebeten, Caroline und ihr Vater möchten so bald als möglich zu ihr kommen und Schloß Aarhaus wie ihre Heimath betrachten. Caroline hatte nicht umhin gekonnt, auf diesen herzlichen Brief zu antworten, und so war allmälig eine Correspondenz entstanden, welche die Baronin mit dem jungen Mädchen in die innigste Verbindung brachte. Paul konnte nun von seiner Mutter und deren Vorzügen reden, er sah sich bereits mit dem Mädchen für alle Zeit vereinigt, und der Gedanke einer Verlobung bedurfte nur des wörtlichen Aus-

drucks, um ganz selbstverständlich zu Tage zu treten. Da kam ein Ereigniß zu Hilfe, welches grade zu einer Zeit eintraf, als es von Niemand mehr erwartet wurde.

Der alte Andersen war fast völlig wieder hergestellt und seine Wunde ohne alle Gefahr, da erfaßte ihn plötzlich ein nervöses Fieber und nach ganz kurzem Krankenlager verschied er in den Armen seiner Tochter, an deren Seite sich Paul befand. Die letzten Stunden des alten Mannes waren dadurch ganz beruhigt worden, daß Paul die Absicht, Caroline als seine Braut in die Arme seiner Mutter zu führen, ausgesprochen hatte.

Brieflich hatte der junge Mann die Letztere bereits benachrichtigt, und sogleich nach dem Tode des alten Freiheitskämpfers, dessen wahrer Name nun an das Licht kam, traf die Baronin am Orte ein, um die tiefbetrübte Waise als ihre Tochter und Verlobte Paul's nach Aarhaus abzuholen. Paul reichte sein Abschiedsgesuch ein, und es währte nicht lange, so war auch er wieder im Schlosse seiner Väter, wo ihn die Zärtlichkeit seiner Mutter und die innige Liebe Carolinens erwarteten. Die Baronin hatte die Braut ihres Sohnes bereits ganz in ihr Herz geschlossen. Daß Caroline häßlich sei, war ihr nicht aufgefallen; sie sah in ihr nur das durch Leiden geprüfte, hochherzige Mädchen, dessen ganze Liebe ihrem Sohn gehörte.

Die einzige Person, welche alle diese Vorgänge mit der äußersten Unzufriedenheit beobachtete, war das Stiftsfräulein von Aarhaus, und in ihrem Kopfe entspann sich ein Plan, dem alle einfach und schön an-

gelegten Zukunftshoffnungen des jungen Paares zum Opfer fallen ſollten. Ein ganzes Trauerjahr lag zur Ausführung ihrer Entwürfe vor ihr, und da die Verlobung erſt nach Verlauf deſſelben declarirt werden konnte, ſo beſorgte ſie nicht, ſich in ihren Abſichten zu verrechnen. War ihr ſchon der Gedanke, daß Paul die Tochter aus einer bürgerlichen Familie heirathen wolle, im höchſten Grade unangenehm, ſo ſtand nun, als ſie erfuhr, daß Carolinens Vater ein in ihren Augen öffentlich compromittirter politiſcher Charakter ſei, der Entſchluß bei ihr feſt, dieſe Verbindung durch alle Mittel zu verhindern. Ihr Gewiſſen würde die Sünde gegen ihr ariſtokratiſches Glaubensbekenntniß, wenn ſie nichts gegen dieſe Heirath unternommen hätte, nie verziehen haben; ſie würde nicht im Stande geweſen ſein, ihren Freunden wieder unter die Augen zu treten, und wenn ſie bedachte, was man bei Hofe zu dieſer unerhörten Mesalliance ſagen würde, ſo erfaßte ſie ein Schauder. Sie leiſtete ſich ſelbſt den Schwur, alles zu thun, was in ihren Kräften ſtand, um eine ſolche Schande von der Familie abzuwenden.

Fünftes Capitel.

Nach Verlauf einiger Monate war der gewöhnliche Zeitpunkt gekommen, in welchem Fräulein von Aarhaus ihre Reise nach der Residenz zu machen pflegte, und dieselbe nahm, wie üblich, für einige Wochen Abschied vom Schlosse. Als sie abgereist war, gestaltete sich das Leben daselbst noch friedlicher und gleichmäßiger. Die alte Baronin äußerte öfter als sonst Spuren von Kränklichkeit; Paul ging seinen Liebhabereien nach und die Stunden, in welcher er mit seiner Mutter und Caroline zusammen war, wurden durch musikalische Uebungen oder Lectüre ausgefüllt. Daß der junge Mann keiner großen Leidenschaft fähig war, konnte nach seiner Charakteranlage nicht befremden; er verfolgte ruhig seinen eingeschlagenen Weg, so lange nicht eine von Außen an ihn herantretende Störung ihn davon abzog. Caroline hatte einstweilen Zeit genug, sich in die bevorstehende Aufgabe der Bewirthschaftung einzugewöhnen.

Nach einigen Wochen traf eines Abends Fräulein Aarhaus wieder ein und brachte eine junge Dame mit, die Wittwe des Grafen Bergfeld, deren wahrhaft blen-

bende Schönheit in den vornehmen Kreisen Furore gemacht hatte. Gräfin Bergfeld war von sehr gutem schwedischen Adel, aber ganz arm von Haus aus; sie hatte gehofft, das Vermögen des alten Grafen, den sie als sechzehnjähriges Mädchen heirathete, werde ihr eine glänzende Situation geben, aber beim Tode ihres Gemahls sah sie sich bitter getäuscht. Der alte Roué hatte nicht nur alles verthan, sondern noch Schulden hinterlassen, und die schöne Gräfin sah sich ärmer als vorher. Die Einladung des Stiftsfräuleins von Aarhaus erschien ihr wie Hilfe in der äußersten Noth; sie nahm sich vor, ihr Trauerjahr bei derselben zu verleben, und hoffte, dann schon wieder eine neue glänzende Partie zu machen. Hatte doch der Graf Saalfeld, der neuerdings in der Residenz in Garnison lag, ihr noch zu Lebzeiten ihres Gatten schon sehr auffallend den Hof gemacht.

Die junge Gräfin fand sich sehr bald ganz heimisch auf Schloß Aarhaus. Sie war sehr lebhaften Geistes, hatte die feinsten Manieren und wußte sich bei allen Bewohnern sehr bald beliebt zu machen. Sie zeichnete, sang, und obgleich sie selbst auch ein wenig Clavier spielte, war sie doch sehr erfreut, als Paul sie zum Gesang begleitete und einige Lieder mit ihr einstudirte. Viel zu offenherzig, um hier auf dem Lande, wo man sich stündlich sah, eine Täuschung durchführen zu können, gab sie sich keine Mühe, eine Betrübniß zu affectiren, die sie nicht fühlte. Sie trug zwar Trauerkleider, welche ihr reizend standen, aber sie machte kein Hehl daraus, daß ihr Inneres wenig mit dieser Tracht har-

monirte. So erschien sie im Gegensatz zu der von einer stillen Trauer um den Tod ihres Vaters immer noch etwas trübe gestimmten Caroline, heiter und muthwillig.

Mehr aus Gewohnheit, als aus bestimmter Absicht, begann die Gräfin ein wenig mit Paul zu coquettiren. Das Stiftsfräulein sah dies mit Vergnügen und ermangelte nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, wo die junge verführerische Wittwe in das vortheilhafteste Licht gestellt werden konnte. In der Conversation zeigte die Gräfin sich als die gewandteste Weltdame von der vielseitigsten Bildung. Ihr Witz, ihre Sarkasmen erregten stets die vollste Bewunderung des leicht erregten jungen Mannes. Der gesellschaftliche Ton verlangte es, daß Paul der Fremden die größte Aufmerksamkeit erwies, auch verstand es die Gräfin vortrefflich, diese hervorzurufen, und so konnten anfänglich weder Caroline noch die Baronin auf den Gedanken kommen, daß zwischen Paul und der Gräfin irgend ein besonderes Interesse obwaltete. Nach und nach jedoch begann die Braut ein Gefühl der Besorgniß zu empfinden, wenn sie bemerkte, wie zerstreut Paul oft erschien, sobald die junge Wittwe nicht anwesend war. Sie unterdrückte dies keimende Vorgefühl zwar, aber sie wünschte doch recht lebhaft, daß die Zeit ähnlicher Besorgnisse völlig vorüber und die Gräfin von Schloß Aarhaus wieder entfernt sei.

An einem herrlichen Frühlingsmorgen zu ungewöhnlich früher Zeit ging Caroline durch die Laubgänge des Gartens. Die frische Luft drang stärkend auf sie ein

und sie fühlte sich wohler als seit langer Zeit. Mit innigem Behagen versenkte sie sich in den Gedanken ihrer baldigen Verheirathung mit dem Geliebten, ach! sie hatte ja nur diesen einen Wunsch, diese eine Hoffnung! Da sie seit dem Tode des Vaters stets auf dem Schlosse gelebt hatte, wo sie sich nur von wohlwollenden zartfühlenden Menschen umgeben wußte, so war bisher kein Gedanke an ihre noch immer entstellten Züge in ihr aufgestiegen. Voller Freude empfand sie die völlige Wiederherstellung ihrer Augen und hoffte, daß alle Spuren jener entsetzlichen Katastrophe nach und nach verschwinden würden.

Beseligt von dem Gefühle ihrer Liebe in Verbindung mit dem Zauber des hellen Frühlingsmorgens setzte sie sich auf eine Bank und versank in stille Träumerei. Da erschreckte sie ein nahender Tritt. Sie lauschte, sie erkannte ihn: es war Paul. Jetzt stand er vor ihr, sie erhob sich mit dem Lächeln der Freude, ihn zu begrüßen, aber plötzlich ergriff ein tödtlicher Frost ihr Herz, denn das Auge ihres Bräutigams blickte, verdrossen und enttäuscht, verlegen nach ihr hin, und halblaut entschlüpften seinen Lippen die mürrischen Worte:

„Caroline, Sie sind hier?"

Erblaßt und zitternd stand sie vor ihm. Was hatte ihn zu so früher Stunde in den Garten gelockt? Wen hatte er zu finden gehofft, wenn er bei ihrem Anblicke sich enttäuscht abwendete? Mit flehendem Blicke sah sie zu ihm auf.

„Was suchen Sie hier?" frug Paul rauher als

sonst. Das junge Mädchen suchte sich zu fassen. Mit Anstrengung sagte sie: „Der Morgen war so schön, ich wollte —“

„Mir aufpassen?“ polterte Paul hervor; „sagen Sie es nur frei heraus. Ich habe es schon längst bemerkt, daß Sie mir mißtrauen.“

„Weshalb sollte ich Ihnen mißtrauen?“ versetzte Caroline, indem ihr Thränen in die Augen traten; „glauben Sie, daß ich es ertragen könnte, nicht fest an Sie zu glauben?“

„Und doch beobachten Sie jeden Blick, jedes Wort, das ich mit der Gräfin wechsle,“ entgegnete Paul; „und doch finde ich Sie hier zu ungewöhnlicher Stunde an einem Orte, wo ich Sie sonst nie gesehen habe.“

„Hätte ich ahnen können, daß es Ihnen unangenehm sei, mich hier zu sehen, so würde ich nicht an diesen Ort gekommen sein,“ erwiederte das tiefgekränkte Mädchen, „aber wie sollte ich zu der Voraussetzung kommen, mein Anblick könne zu irgendwelcher Zeit und an irgend einem Orte Ihren Unmuth erwecken? O Paul,“ fuhr sie leidenschaftlicher fort, „was habe ich begangen, um solche Behandlung zu verdienen? Ja, ich gestehe, daß es mich schmerzt, wenn ich sehe, mit welchem Wohlgefallen Sie eine andere als mich beachten. Ich bin thöricht, ich weiß es, aber ich wünschte, Sie hätten nur Augen für mich, nur Worte für Ihre arme Caroline. Verzeihen Sie mir und halten Sie es meiner grenzenlosen Liebe zu Gute, wenn ich mich durch mein Gefühl irre leiten ließ. Ich verspreche Ihnen, nicht mehr zu zweifeln. Weiß ich ja doch, daß Sie mich

lieben. Nicht wahr, Sie lieben mich, Sie täuschen die arme Waise nicht, Sie verstoßen mich nicht, mein Paul?"

„Beruhige Dich, Caroline; wozu diese Aufregung?" entgegnete mitleidig Paul, dessen eigenes Herz unter dem Kampfe zwischen Pflicht und neuer Leidenschaft schwankte.

„Nur eins noch," sagte angstvoll das arme gepeinigte Mädchen, „versprich mir aus Barmherzigkeit, daß Du es mir sagen willst, wenn Deine Liebe zu mir geschwunden ist. Im Namen meines Vaters, ich beschwöre Dich, Paul, sei wahr und offen gegen mich. Nicht aus Pflichtgefühl sollst Du Dein Wort mir halten, ich verlange Liebe, wahre Liebe, wie ich sie für Dich empfinde. Ich würde verzweifeln, wenn ich zu spät entdeckte, daß nicht Dein Herz, nur die Pflicht Dich an mich bindet."

Paul bemühte sich, das aufgeregte Wesen Carolinens zu beruhigen, aber er that dies in so gezwungener Weise, daß er grade das Gegentheil bewirkte. Kein Blick, kein Ton seiner Stimme war wahr und echt wie sonst. Seine Worte vermehrten nur die Befürchtungen seiner Braut und sie trennte sich endlich tief betrübt von ihm. Als sie auf ihrem Zimmer allein war, überdachte sie ihre Lage und Paul's Betragen, und bald war sie innerlich überzeugt, daß seine Liebe für sie vollständig erloschen sei.

Tage der Qual begannen nun für das arme Mädchen. Paul's Mutter war leidend und konnte wenig mit den Uebrigen verkehren; das Stiftsfräulein triumphirte und die Gräfin schien gar nichts zu bemerken. Caroline litt unsäglich. Einmal von Argwohn erfaßt,

steigerte sich derselbe von Tag zu Tag. Oft dachte sie: „Bin ich denn blind gewesen? Wie war es möglich, daß ich nicht bemerkte, wie sie ihn liebt, wie alle ihre Künste nur darauf abzielen, ihn zu gewinnen? Und die Tante! Mit welchem Eifer nimmt sie sich der Gräfin an! Sie, die mich von Anfang an kalt und förmlich behandelte, ist ganz Ohr, ganz Freundlichkeit und Sanftmuth, wenn es gilt, Paul und die Gräfin zu unterhalten und Pläne zu entwerfen, um sie zu vereinigen! O, ich Thörin! Wo waren meine Sinne? Wo blieb mein Verstand?“

Endlich vermochte sie es nicht länger zu ertragen. Sie faßte einen raschen Entschluß und trat eines Tages in das Zimmer des Stiftsfräuleins. Scheinbar ruhig, bat sie die alte Dame um Gehör und sagte mit erzwungener Festigkeit zu ihr: „Ich weiß, daß Ihr Neffe mich nicht mehr liebt und daß Sie, gnädiges Fräulein, von Anfang an unsere Verbindung nicht gewünscht haben. Paul liebt die Gräfin Bergfeld, und ich bitte Sie, ihm zu sagen, daß ich nicht gesonnen bin, ihm Verpflichtungen aufzuerlegen, die uns beide unglücklich machen würden.“

In gespannter Erwartung und mit hochklopfendem Herzen erwartete die Unglückliche hierauf die Entgegnung des Stiftsfräuleins. Diese war sehr erfreut über das Gelingen ihres Planes und sagte mit geheuchelter Theilnahme: „Ich würde Ihnen die Lage der Dinge gern verhehlt haben, armes Kind, aber da Sie dies Geheimniß, welches nur noch für Sie ein solches war, nun doch wissen, so ist es nicht mehr nöthig.“

Mit einem ſchmerzlichen Aufſchrei ſank Caroline auf einen Seſſel und rief: „O mein Gott, iſt es denn wahr, iſt es denn möglich, er liebt mich nicht mehr!“

„Wenn Sie etwas mehr Selbſtbeherrſchung bewahrten,“ verſetzte Fräulein von Aarhaus, „wenn Sie mit etwas weniger Leidenſchaft ſich Ihrem Schmerze hingeben wollten, ſo würde eine ruhige Beſprechung wohl manches aufklären.“

„Reden Sie, reden Sie,“ bat Caroline; „ich will ruhig ſein und nicht mehr klagen.“

Das Stiftsfräulein war entſchloſſen, den ſicherſten letzten Streich zu führen, ſo grauſam er war; denn ſie erkannte, daß der Augenblick gekommen ſei, um jede Heilung des Riſſes zwiſchen Caroline und Paul unmöglich zu machen.

„Was ich Ihnen zu ſagen habe,“ ſagte ſie, „iſt ſehr traurig für Sie zu hören, aber Sie werden ſelbſt einſehen, es iſt beſſer, wenn ein plötzlicher heftiger Schmerz Sie trifft, als daß Sie ein ganzes unglückliches Leben hinſchleppen.“

„Gewiß! gewiß!“ ſeufzte Caroline.

„Nun wohl, mein Kind, beſinnen Sie ſich auf alles, was mit Ihnen und Paul geſchehen iſt,“ fuhr das Fräulein fort, „ſo werden Sie einſehen, wie nur Theilnahme ihn zu Ihnen geführt, da er eine Verpflichtung gegen Sie zu haben glaubt, die er nur dadurch zu löſen hofft, daß er Sie zu ſeiner Gemahlin macht.“

Caroline hörte ſchweigend mit ſtarren Blicken zu. Das Stiftsfräulein zögerte einen Augenblick und fuhr dann mit ganz beſonderem Nachdruck fort:

„Und nun vergegenwärtigen Sie ſich die Gräfin Bergfeld in ihrer vornehmen Ankunft, ihrer blendenden Schönheit.“ Es lag etwas Sataniſches in der Art, wie ſie dieſe letzten Worte ſprach. Caroline ſchauderte dabei.

„Mein Vater hat mich gelehrt,“ ſagte ſie dumpf, „daß der Adel der Geſinnung den Adel der Geburt überrage und daß Schönheit der Seele höher ſtehe als Schönheit der Züge.“

Nachdem ſie dies geſprochen, erhob ſie ſich und eilte zu einem Spiegel, der an der gegenüberliegenden Wand hing. Einige Augenblicke blieb ſie davor ſtehen, dann rief ſie mit dem Ausdruck der Verzweiflung: „Das war es, Sie haben recht! Ich bin zu häßlich, um einen Mann feſſeln zu können.“

Nach dieſen Worten eilte ſie laut weinend fort.

Am folgenden Tage war Caroline verſchwunden und jede Nachforſchung nach ihr vergeblich. Die Baronin empfand den Verluſt ſo ſchwer, daß ihre Geſundheit darunter litt. Ein Dank- und Abſchiedsbrief, den ſie bald darauf von der Entflohenen erhielt, vermehrte nur ihren Kummer. Vergeblich begann ſie auf's neue ihre Nachforſchungen; Caroline blieb verſchwunden.

Kaum war das Trauerjahr der Gräfin Bergfeld vorüber, als ihre Verlobung mit Paul erklärt wurde.

Sechstes Capitel.

Zwei Jahre ſpäter, an einem ſchönen Herbſttage, wurden zwei altmodiſche Reiſewagen, mit vielen Koffern und Schachteln bepackt, die Straße nach dem Schloſſe Aarhaus durch magere Pferde gezogen. Jeder dieſer Wagen enthielt ſechs Perſonen, ungerechnet die Kinder. Alle dieſe Inſaſſen zeigten ſich in einem Aufzuge, der ein ſeltſames Gemiſch von Coquetterie und Armuth darbot. Namentlich war das Coſtüm der Damen äußerſt auffallend, und die Geſichter derſelben prangten in den friſcheſten Schminkfarben. Einige Stunden vom Schloſſe entfernt, gerieth der eine Wagen in einen ſehr unglücklichen Zuſtand. Es brach nämlich eine Achſe in demſelben Augenblick, als er grade durch einen Pfuhl von Schlamm geſchleppt wurde, ſo daß ſich die trübe Flüſſigkeit in das Innere ergoß, wo ein weitſchallendes Gekreiſch in Folge dieſes Unfalls entſtand. Zwar wurde das Geführte mit geringer Mühe aus der ſchlimmen Lage befreit, aber die Kleider der in demſelben befindlichen Damen waren ſo vollſtändig beſchmutzt, daß dieſe ſich entſchließen mußten, dieſelben zu wechſeln. Weit entfernt

davon, diesen Zwischenfall zu bedauern, wurde er als willkommene Veranlassung zu humoristischen Bemerkungen benutzt. Die Damen stiegen in den geschlossenen Wagen, entledigten sich ihrer Kleider und hüllten sich in malerische Mäntel und Draperien, worauf die Fahrt langsam ihren weiteren Verlauf nahm. Die aufgeräumteste aller dieser Damen hieß Fräulein Amanda und die ganze Gesellschaft war eine Comödiantentruppe, welche eingeladen war, im Schlosse Aarhaus, zur Feier des Geburtstages der jungen Baronin, eine Vorstellung zu geben.

Das war ein ganz anderes Leben geworden, seitdem die alte Baronin vor mehr als einem Jahre gestorben war. Das alte Schloß Aarhaus, sonst ein Asyl des Friedens und der Ruhe, war jetzt der Sammelplatz lustiger Gesellschaften und ausgelassener Zusammenkünfte. Jede Gelegenheit wurde benutzt, um Gäste einzuladen, jeder Festtag, jedes Familienereigniß gab Veranlassung zu Jagden, Tanz, Schmausereien und theatralischen Darstellungen. Die jetzige Baronin hatte stets einen Hof von Verehrern um sich versammelt und ihr fügsamer Gemahl sah sich beneidet und umschwärmt von Freunden und Bekannten der ehemaligen Gräfin Bergfeld.

Die lustige Comödiantentruppe gelangte endlich zu dem Schlosse, aber sie war nicht wenig erstaunt, als sie gar keine Anstalten zu ihrem Empfange bemerkte. Endlich erschien ein Diener, der in äußerster Verwirrung und Eile die Kunde brachte, daß alle Festlichkeiten eingestellt würden, da der Baron in der Nacht vorher

plötzlich abgereist sei. Geheimnißvoll fügte er bei, die Abreise des Barons sei erfolgt, nachdem er den Grafen Saalfeld im Duell erschossen habe.

Der Director der Truppe begab sich sofort zum Verwalter des Schlosses und erkundigte sich, wie es um die Bezahlung stehe. Der Verwalter erwiederte: „Sie werden die volle ausbedungene Summe erhalten; heute ist es jedoch unmöglich, da die unerwartete Abreise des Barons meine Casse etwas derangirt hat. In acht Tagen soll alles ausgeglichen sein."

Der Director kehrte sehr niedergeschlagen zu seiner Gesellschaft zurück und verkündete dort den traurigen Bescheid. Man beschloß, sofort umzukehren und gab den Kutschern die Weisung.

Diese verlangten Geld.

Der Director versprach, daß sie ihre Bezahlung in acht Tagen erhalten sollten, darauf aber ließen sich die Kutscher nicht ein.

„Zahlen oder aussteigen," sagten sie.

„Wir behalten die Bagage als Pfand für den Fuhrlohn bis hierher," setzte der eine hinzu.

Damit ließen sie die ganze Gesellschaft aussteigen, wobei das desolate Costüm der Frauenzimmer der Truppe nicht verfehlte, die bereits versammelte Dorfjugend höchlichst zu amüsiren.

Man begab sich in das Wirthshaus, um Rath zu pflegen. Was blieb nun von all' den schönen Luftschlössern, die man für die Zeit des Aufenthaltes erbaut hatte? Anstatt einer splenditen Bewirthung stellte sich der Hunger ein, und manche der Damen seufzte in der

Erinnerung an die Eroberungspläne, die sie vergeblich entworfen. Endlich fand sich ein edles Herz. Fräulein Amanda entschloß sich, ein großmüthiges Opfer zu bringen. Sie nahm die prachtvollen Ohrringe ab, welche erst vor kurzer Zeit ein neuer Verehrer ihr geschenkt hatte, und ließ sie durch den Wirth zu Geld machen. Nun kehrte Frohsinn und Uebermuth in das lustige Häuflein zurück. Der Wirth mußte auftischen, was möglich war, und zuletzt durften sogar die hartnäckigen Kutscher noch einen Trunk über den Durst thun. Dann ging es unter Lachen und Scherzen an die Heimreise.

Im Schlosse herrschte inzwischen die größte Niedergeschlagenheit. Der Baron war am vorhergehenden Tage früh Morgens fortgeritten, um einige eingeladene Freunde einzuholen. Graf Saalfeld, einer der häufigsten Gäste auf Schloß Aarhaus, war bereits seit acht Tagen dort und blieb denn auch an diesem Tage zurück. Eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt, begegnete dem Baron ein Postbote, welcher ihm einen Brief einhändigte, worin die Gesellschaft, der er eben entgegen reiten wollte, mit Bedauern anzeigte, daß sie einer unabwendbaren Abhaltung wegen, nicht an dem Feste Theil nehmen könne. Paul kehrte sofort wieder um und suchte seine Gemahlin, um ihr die Mittheilung dieser Absage zu machen. Er fand sie nicht im Schlosse. Auch Graf Saalfeld war nicht dort. Ohne Arg streifte der Baron durch den Garten, in der Hoffnung, seine Frau daselbst zu treffen. Er kam zu jener Bank, wo er einst die arme Caroline so hart angelassen hatte

und erblickte dort seine Frau in den Armen des Grafen Saalfeld. Beide bemerkten ihn erst, als er dicht vor ihnen stand.

Wenige Stunden nachher hatte der Baron den Grafen im Duell erschossen. Mit seiner Frau sprach er nur einige Worte. Er verbot ihr, seinen Namen ferner zu führen und befahl ihr, Schloß Aarhaus zu verlassen. Alsdann reiste er ab, ohne genaue Angabe des Zweckes und Zieles seiner Reise.

Ungefähr acht Tage nachher erhielt der Verwalter von ihm die Nachricht, daß er die Erlaubniß erhalten habe, wieder in den Militärdienst einzutreten und nun bereits zum Schauplatz des eben begonnenen Krieges abgegangen sei. Die Duellangelegenheit war niedergeschlagen worden.

Im Kampfgewühl, in den Gefahren des Krieges, suchte Paul das Bewußtsein der Schande und des Schmerzes zu betäuben. Der Tod wäre ihm willkommen gewesen, da Niemand mehr ihn an das Leben fesselte. Jetzt erst gedachte er des Glückes, welches er an der Seite der treuen Caroline hätte finden können. Reue und Zorn stritten in seiner Brust und er stürzte sich tollkühn in Gefahren, um seinen Qualen zu entrinnen. Was die Verzweiflung an ihm bewirkte, galt für Tapferkeit und bald war der Commandant des Heeres auf ihn aufmerksam geworden. Man stellte ihn an besonders wichtige Posten und vertraute ihm weitgehende Befehle. Da traf ihn bei einem hitzigen Gefechte, als er wieder mit Todesverachtung seine Sol-

daten anführte, eine feindliche Kugel und er sank schwer verwundet zu Boden.

Lange währte es, bis er sich klar bewußt wurde, daß eine milde weibliche Hand ihn pflegte. Eine der barmherzigen Schwestern, die auf dem Schauplatze des Kampfes das Feld ihrer segensreichen Wirksamkeit gesucht, hatte sich grade zu dieser Pflege gedrängt und bewachte Tag und Nacht den schwer leidenden, kaum heilbaren Verwundeten.

* * *

Schon seit zwei Tagen konnte Paul sich nicht enthalten, die ihn pflegende Schwester oft aufmerksam zu betrachten. Sie kam und ging stets leise und vorsichtig und sprach nie ein Wort zu ihm. Aber ihr Gesicht weckte tausend Erinnerungen, gab ihm tausend Gedanken. Endlich ermannte er sich soweit, ihr seine Vermuthung mitzutheilen und er fand dieselbe bestätigt. Es war Caroline, aber ihre Züge zeigten sich gleichsam verklärt, fast gänzlich befreit von den entstellenden Flecken und Narben früherer Zeit.

Die beiden schwergeprüften Herzen sprachen sich gegenseitig aus. Das Wesen Carolinens war gereifter und ihr Charakter frei von kleinlichen Schwächen. Mit aufrichtiger Trauer vernahm sie die Nachrichten vom Schlosse Aarhaus; sie suchte zu trösten, zu erheben; ihre Worte enthielten gottergebene Lehren. Als Paul sie länger hörte, öffnete sich sein verwaistes Herz dem früheren Gefühl der Neigung für sie wieder und er

gab sich der Hoffnung hin, durch eine Vereinigung mit ihr vielleicht ein neues Glück gründen zu können.

Er forschte sie aus und erfuhr, daß sie nicht gebunden sei, dem Orden für immer anzugehören. Mit Worten der Reue und Leidenschaft gestand er ihr, daß er von ihr Rettung aus der Vereinsamung seines Lebens hoffe und bat sie, ihn zu erhören. Er wollte sich von der Unwürdigen, die ihn betrogen hatte, scheiden lassen und Caroline seine Hand reichen. Caroline blieb ernst. Sie gedachte jenes Blickes, den sie im Zimmer des Stiftsfräuleins in den Spiegel geworfen, sie wußte, daß sie jetzt schöner war als damals, und eben darum wollte sie stark bleiben. Um Paul nicht zu kränken, bat sie sich einige Tage Bedenkzeit aus, bevor sie ihren Entschluß aussprechen wolle; sie hoffe, bis dahin werde seine leidenschaftliche Erregung vorrüber sein. Inzwischen sollte eine andere Wärterin ihre Stelle bei dem Kranken vertreten. Paul mußte sich dieser Anordnung fügen.

Siebentes Capitel.

Am darauffolgenden Tage brachte die Feldpost unter einer Menge von Briefen aus der Heimath auch einen solchen an den Baron Paul von Aarhaus. Er öffnete denselben und las das Folgende:

„Theurer Neffe!

Durch die Zeitungen ist mir die höchst erfreuliche Nachricht Deiner Tapferkeit, Deiner Beharrlichkeit und der Bravour, die Du allenthalben bewiesen, zugleich aber auch die entsetzliche Kunde Deiner Verwundung zugekommen. Gestern sagte mir Se. Majestät der König viel Schmeichelhaftes in Bezug auf Dich und gab mir das Versprechen, Dich zurückzurufen, um Dir einen Posten in seiner Nähe zu vertrauen. Heute wollte ich mich persönlich beim Könige für die Gnade bedanken, welche er in Dir unserer Familie zugedacht, als er mir sagte: „Es thut mir leid, mein Versprechen nicht erfüllen zu können, da man mir gesagt hat, daß Ihr Neffe im Lager ein anstößiges Verhältniß, welches bereits früher bestanden, mit einer Person fortsetze, um derentwillen er seine Frau verlassen habe. Wir hatten

die Absicht, Ihren Neffen, als einen der tapfersten Officiere, auf eine außerordentliche Weise zu belohnen, aber sein Betragen im Privatleben verbietet dies, denn man würde eine unverzeihliche Nachsicht gegen ihn darin erblicken, wenn ihm gestattet würde, ohne seine Gattin hier zu erscheinen."

„Was sollte ich thun? — Ich entgegnete: „Das Verhältniß, von dem man Ew. Majestät berichtet hat, besteht nicht mehr, und mein Neffe wird unfehlbar die hohe Gnade zu würdigen wissen, wenn Ew. Majestät geruhen wollen, ihn mit seiner Gattin zu empfangen."

„An Dir ist es nun, unser Haus zu derjenigen Geltung zu erheben, die ihm gebührt. Man ist hier genau von allen Vorgängen im Lager unterrichtet, und Du weißt, wie geschäftig die Feinde sind, sobald es bekannt wird, daß Du mit der höchsten Auszeichnung beglückt werden sollst. Deine Frau verlebt ihre Tage in Trauer und Sehnsucht. Zögere nicht, zu thun, was Deine Pflicht als Baron von Aarhaus fordert.

Deine Tante."

Paul gerieth in nicht geringe Aufregung. Schwankend in seinen Entschlüssen ging er auf und ab. Plötzlich trat Caroline bei ihm ein und mit der Ruhe einer Heiligen theilte sie ihm mit, sie sei aufrichtig mit sich zu Rathe gegangen und unabwendbar entschlossen, ihr Leben nur der Krankenpflege und Wohlthätigkeit zu widmen. Paul athmete auf. Er entgegnete nichts, aber sein bis dahin noch schwankender Entschluß war nun zur Reife gekommen. Nur kurze Zeit bedurfte er noch, bis er so weit hergestellt war, um reisen zu kön-

nen. Er beauftragte die Tante, seine Frau auf die Rückkehr vorzubereiten und einige Tage nachher war er auf der Reise nach der Heimath.

* * *

Kurze Zeit darauf wurden eines Abends in einer großen Gesellschaft bei einem der Minister in der Residenz der Baron und die Baronin von Aarhaus angemeldet. Ein Flüstern entstand und Frau von Saldern sagte zur Gräfin Klotz: „Was sind denn das für alberne Gerüchte gewesen von einem Duell, Scheidung und gegenseitiger Untreue?“

Die Baronin von Aarhaus, welche sich mit zärtlicher Grazie auf den Arm ihres Gemahls stützte, kam eben in die Nähe der beiden Damen und begrüßte sie mit dem holdseligsten Lächeln.

Rasch sagte die Gräfin Klotz zu Frau von Saldern: „Es soll alles wahr sein, aber der Mann hat sich brillant benommen. Lassen Sie uns der Baronin zur Ernennung ihres Gatten bei Hofe gratuliren.“

Beide Damen begaben sich zu ihrer Freundin aus früherer Zeit, sprachen ihr Bedauern aus, sie so lange nicht gesehen zu haben und wünschten ihr Glück zur Rückkehr ihres Gatten und wegen der hohen Würde, zu welcher derselbe berufen worden.

Der Unverbesserliche.

Nach einem vorhandenen Motiv.

Es war ein brennend heißer Nachmittag. Die Sonnenſtrahlen glänzten auf allen Dächern und auf der Seite der Straße, wo die Häuſer keinen Schatten warfen, geriethen die Vorübergehenden gradezu in Verzweiflung. Die Gepäckträger, welche gewöhnlich an der Landungsbrücke des Canals zu ſitzen und zu plaudern pflegten, hatten ſich der Länge nach hingelegt und die Geſichter mit ihren Mützen und Taſchentüchern bedeckt; die Dienſtmädchen, welche Einkäufe zu beſorgen hatten, konnten die Kinder, die in der Hoffnung, bei dem Kaufmann ein paar getrocknete Pflaumen geſchenkt zu bekommen, mitgegangen waren, kaum fortſchleppen, während andere Dienſtmädchen, welche die Straße fegten, mit rothfleckigen Geſichtern und unter dem Kinn aufgebundenen Mützen ſchwer athmend ihren weniger beläſtigten Colleginnen neidiſch nachblickten.

Niemand war mit der Temperatur zufrieden, ausgenommen hie und da ein alter Mann, der vor der Hausthüre ſaß und ſich an dem ſchönen warmen Wetter erfreute.

An ſolchen Tagen hat man wirklich zu wenig Mitleiden mit dicken Menſchen. Wahr iſt es, daß ſie ihren

Nebenmenschen oft lästig werden, indem sie sich gar zu ungeberdig anstellen mit Blasen und Schnaufen, aber die Armen haben es auch gar zu schlimm, und ein Magerer kann sich keine Vorstellung davon machen, wie viel so ein armer Mensch, der vielleicht schon seit mehreren Jahren seine Füße nicht mehr gesehen hat, an heißen Sommertagen leiden muß.

Unter den corpulenten Personen der neueren Zeit verdient der Assessor Friedrich Wilhelm Braun zwar vielleicht nicht den ersten, aber doch sicherlich einen bevorzugten Platz, denn er konnte zu seinem Leidwesen fast niemals einem alten Bekannten begegnen, ohne daß dessen erstes Wort gewesen wäre: „Wie sind Sie stark geworden!“ oder daß ein anderer, der ihn nur seit vierzehn Tagen nicht gesehen hatte, ausrief: „Wieder dicker geworden, alter Freund!“

Der Herr Assessor Braun bewegte sich an jenem brennend heißen Nachmittage in Rücksicht auf seine Corpulenz viel zu schnell durch eine Straße der Stadt Winberg. Er hielt in der einen Hand seinen Hut, und in der andern außer seinem rothen seidenen Taschentuch einen dicken Stock mit rundem Elfenbeingriff, den er sich mehrmals heftig gegen den Kopf stieß, wenn er sein Taschentuch gebrauchen wollte. Hinter ihm lief ein kleiner Straßenjunge, der des Assessors Ueberrock und Reisetasche trug, selbst ohne Hut oder Mütze auf dem Kopfe, mit einer blauen Jacke, die auf dem einen Ellenbogen mit einem schwarzen und auf dem andern mit einem grauen Lappen geflickt war.

„Nun, wo ist es denn?“ frug der Assessor ungeduldig.

„Das erste Haus mit der kleinen Treppe," antwortete der Junge; „gleich neben dem Hause, wo der Schlächter seinen Laden hat."

„Gut! gut! gut!" sagte der Assessor.

An dem Schlächterhaus vorüber stand der dicke Mann endlich auf der kleinen Treppe vor dem Hause des Doctors Delus, seines Universitätsfreundes, den er seit sechzehn Jahren nicht gesehen hatte.

Doctor Delus war, das wußte der dicke Herr, seitdem Familienvater geworden, und dies mit ein Hauptgrund, weshalb des Assessors Mutter ihn zu diesem Besuche gedrängt hatte. Seit vielen Jahren gab sie sich nämlich vergeblich alle erdenkliche Mühe, den immer corpulenter und damit immer behäbiger werdenden Sohn zum Heirathen zu bewegen, und da alle ihre Worte in den Wind geredet waren, so hoffte sie zuletzt, ihn durch eine Thatsache, durch den Einblick in ein glückliches Familienleben, zu bekehren. Sie erinnerte sich der großen Freundschaft, die früher zwischen ihm und Delus bestanden hatte, und forderte ihn daher wiederholt auf, diesen einmal bei Gelegenheit einer kleinen Urlaubsreise zu besuchen. Nur um der Mutter den Gefallen zu thun, hatte der dicke Assessor Braun sich zu der ganzen Reise entschlossen, und so begegneten wir ihm an jenem mehrerwähnten heißen Nachmittage auf dem Wege zu des Doctors Haus und verließen ihn, als er eben auf der kleinen Treppe stand und heftig an der Hausglocke zog. Er nahm darauf seinen Ueberrock über den Arm und die Reisetasche in die Hand und gab

dem Jungen ein Trinkgeld, indem er sagte: „Hier, mein Junge, und nun mach', daß Du fortkommst."

Das Trinkgeld mußte reichlicher ausgefallen sein, als der Junge gehofft hatte, das konnte man an dem fröhlichen Gesicht und den lebhaften Sprüngen merken, womit er trotz der Hitze die Straße entlang lief.

Inzwischen ging die Hausthür des Doctors Delus noch lange nicht auf, und der Herr Braun sah sich genöthigt, noch einmal zu läuten. Die Glocke hatte deutlich angeschlagen und schien von einer stark klingenden Sorte zu sein, trotzdem vernahm er kein Lebenszeichen im Innern des Hauses. Nachdem er noch einige Mal seine Stirn abgetrocknet und mit dem Stock auf die Treppe aufgestoßen hatte, zog er zum dritten Mal an der Glocke und begann zu versuchen, ob er durch eins der Fenster im Erdgeschoß in das Haus sehen könne.

Er blickte in ein gut eingerichtetes Zimmer und erkannte darin schwere damastene Gardinen, einen hohen Glasschrank und das Porträt eines Mannes, welches an der Wand hing; aber weder das Porträt, noch der Schrank, noch die Gardinen konnten dem dicken Assessor die Hausthür öffnen. Der gute Mann war inzwischen noch wärmer geworden, wozu seine Ungeduld und der Ueberrock, den er auf dem Arm trug, das Ihrige thaten. Er klingelte zum vierten Mal, und nun so laut, daß ein Frauenzimmer, die im Hause nebenan im Fenster saß und nähte, davon ganz nervös wurde und aus dem geöffneten Fenster hinaus dem Assessor mit einiger Entrüstung erklärte, daß niemand in dem Hause sei.

„Der Doctor auch nicht?“ frug der Aſſeſſor.

„Nein!“

„Und ſeine Frau auch nicht?“

„Nein!“

„Wohin ſind ſie denn gegangen?“

„Das kann ich nicht wiſſen!“ verſetzte die Näherin, „ſie ſind alle ausgegangen und nur das Dienſtmädchen iſt allein zu Hauſe geblieben.“

„Warum macht denn das Dienſtmädchen nicht auf?“ fragte darauf der Aſſeſſor, und die Antwort lautete:

„Weil ſie nicht drinnen iſt.“

„Und Sie ſagen, daß ſie zu Hauſe geblieben ſei?“

„Ja, aber deshalb iſt es doch möglich, daß ſie nicht drin iſt,“ ſagte das Frauenzimmer und ſchloß das Fenſter, indem ſie es dem Aſſeſſor überließ, ſeinen Gedanken in Bezug auf den Unterſchied zwiſchen „zu Haus ſein“ und „drinnen ſein“ nachzuhängen. Es vergingen indeß nur wenige Augenblicke, ſo rief eine Stimme von gegenüber aus dem Schuhmacherladen: „Sie ſind im Garten, und die Magd iſt einen Weg ausgegangen, da kommt ſie ſchon.“

In der That ſah der Aſſeſſor ein hübſches Dienſtmädchen ſo ſchnell als möglich mit einem großen Schlüſſel in der Hand herbeikommen; raſch ſchoß ſie an dem Aſſeſſor vorüber, ſchloß mit außerordentlicher Geſchwindigkeit die Thür auf und ſtand vor ihm in der Hausflur.

„Wollten Sie den Herrn Doctor ſprechen?“ frug ſie.

„Ja, aber er ſcheint nicht zu Hauſe zu ſein,“ erwiederte der Aſſeſſor.

„Nein, mein Herr," entgegnete das Mädchen, „der Herr Doctor und die Frau Doctorin und das Fräulein und alle Kinder sind draußen, und ich bin allein zu Haus, um aufzupassen, ob jemand kommt."

Nun, der Assessor hatte Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, mit welchem Eifer das Dienstmädchen, welches, während er vor der Thür wartete, mit der Gemüsefrau an der nächsten Ecke geplaudert hatte, dieser Pflicht nachkam; er hatte jedoch zu viel Eile, um irgend eine Bemerkung zu machen und frug hastig:

„Wo sind sie denn draußen? Ist es weit?"

„Im Gartenfeld," entgegnete das Mädchen.

„Im Gartenfeld?" versetzte der Assessor, „woher soll ich wissen, wo das ist?" Als er sah, daß das hübsche Dienstmädchen sich durch diese Frage verletzt fühlte und schmollte, setzte er mit verändertem Tone freundlich hinzu: „Hören Sie, liebes Kind, ich bin extra hierher gereist, um den Doctor und seine Familie zu besuchen; wenn es nun nicht weit ist, will ich gern hinausgehen; können Sie mich nicht zurechtweisen?" Er sah dabei verlangend die Straße auf und ab, ob nicht irgend ein kleiner Junge in der Nähe sei, um ihm den Weg zu zeigen, aber Niemand ließ sich sehen. Das Dienstmädchen gab ihm inzwischen die erbetene Auskunft und unterrichtete ihn so genau von der Lage des Gartenfeldes, daß er dasselbe in der That nicht verfehlen konnte. Der Assessor bedankte sich und machte sich auf den Weg, aber als er kaum hundert Schritte gegangen war, bemerkte er, daß er noch immer den Rock über dem Arm und die Reisetasche in der Hand trug; er

kehrte deshalb um und zog noch einmal die Hausglocke, aber vergeblich, denn das Mädchen mußte schon wieder „nicht drin" sein, und der Herr Assessor sah sich hierdurch genöthigt, an diesem brennend heißen Nachmittag seinen Ueberrock und seine Reisetasche mit vor das Thor zu nehmen. Dies fiel ihm jedoch zu schwer und bei dem letzten Colonialwaarenladen, in der Nähe des Thores, trat er ein, füllte sich die Cigarrentasche und bat bei dieser Gelegenheit den im Laden anwesenden Commis, seinen Rock und seine Reisetasche dort niederlegen zu dürfen, bis zu seiner Zurückkunft in die Stadt. Dann wanderte er muthig weiter mit dem Hut in der einen, dem Taschentuch nebst dem Stock in der andern Hand und so viel wie möglich den Schatten der vereinzelt stehenden Bäume aufsuchend.

So gelangte der dicke Herr Braun an die Umzäunung mehrerer Gärten und es schien ihm, als müsse er hier sein Ziel erreicht und das Gartenfeld vor sich haben. Nun aber stellte sich eine neue Schwierigkeit heraus. Wie sollte er den Garten des Doctors Delus finden, da weit und breit kein Mensch sich sehen ließ! Endlich erblickte er vor einer angelehnten Gartenthür ein kleines Kind, welches dort saß und mit Steinchen spielte.

„Ist hier das Gartenfeld, liebes Kind?" frug der Assessor. Das Kind nickte. „Wo wohnt denn der Doctor Delus?" frug er weiter. Das Kind sagte nichts. Der Assessor wurde verdrießlich, nicht sowohl auf das Kind, als über die Schwierigkeit seiner Lage. „Weißt Du es nicht?" frug er ein wenig zu laut.

Das Kind ließ die Steinchen fallen, stand auf, fing laut an zu weinen und lief in den Garten. Der Assessor seufzte; er ging noch an einigen Gartenthüren vorüber und las mit Aufmerksamkeit die Schilder, welche hier und da daran befestigt waren. Endlich wagte er es, an eine der Thüren, woran sich kein Schild befand, zu klopfen, sie zu öffnen und einzutreten. Aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als eine lange und hagere Dame sich von der Bank, auf welcher sie mit einem Buche in der Hand gesessen hatte, rasch erhob und den Eintretenden durch eine blaue Brille mißtrauisch ansah. „Wohnt hier der Doctor Delus?“ frug der Assessor sehr höflich, worauf die hagere Dame mit scharfem Tone entgegnete: „Das ist hier nebenan“ und darauf hinter dem heraustretenden Assessor die Thür so heftig zuschlug, daß er erschreckt zusammenfuhr. Er war jedoch nun aus aller Verlegenheit und klopfte aufathmend an die Thür des Nachbargartens.

* * *

„Trienchen, da wird geklopft,“ rief eine Frauenstimme.

„Ich höre es wohl, Fräulein,“ antwortete Trienchen.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und nachdem Trienchen dem Eintretenden erklärt hatte, daß dies Doctor Delus' Garten sei und daß der Doctor sich im Pavillon befinde, sagte er: „Gut, mein Kind, zeigen Sie mir nur den Weg nach dem Pavillon, ich bin ein alter Freund des Doctors und will ihn überraschen.“

„Soll ich denn nicht zuerst sagen, daß Sie da sind?“ meinte das Mädchen, worauf der Assessor entgegnete:

„Um Gottes Willen nicht! Gehen Sie nur voraus!“

Der Garten war ein schmales Stückchen Land, längs des Canals; die sehr schmalen Fußwege waren theils mit Erdbeerenpflanzen, theils mit Buxbaum eingefaßt. Der Assessor machte seine Betrachtung darüber, wie vortheilhaft das kleine Fleckchen Land benutzt wurde, und während er diese Anmerkung bei sich machte, frug er das Mädchen, ob Niemand in dem Garten sei.

„Die ganze Familie ist im Pavillon,“ antwortete Trienchen, „nur das Fräulein sitzt dort auf der Bank unter dem Apfelbaum.“

In diesem Augenblicke kamen sie nahe an der Stelle vorüber, wo der Assessor die älteste Tochter seines Freundes sitzen sah; er grüßte und sie erwiederte seinen Gruß mit einer gleichgültigen Kopfneigung. Ein kleiner Hund, der zu ihren Füßen gelegen hatte, sprang gegen den Assessor an und bellte wie wüthend; dieser hätte dem Kläffer gern einen Schlag mit dem Stocke gegeben, aber er besann sich noch zur rechten Zeit und bedachte, daß [illegible] Ueberraschung des Doctors nicht mit einem Mor[illegible]ginnen dürfe. So gelangte er mit seiner Führerin [illegible] dem Pavillon, der aus einem großen Zimmer [illegible] einem kleinen Raum bestand, in welch' letzterem die Frau Doctorin vor kurzem den Kaffee bereitet hatte.

Bevor der dicke Assessor die Thür öffnete, bedankte er sich bei Trienchen und versenkte sich dann einen

Augenblick in die Erinnerungen an jene Zeit, als er mit Delus gemeinschaftlich die Hochschule besuchte. Er hatte ihn seitdem nicht gesehen und sollte ihn nun als vielbeschäftigten Arzt an der Seite einer liebenswürdigen Gattin, umringt von blühenden Kindern, wiederfinden. Wie oft hatte ihm seine Mutter dies Bild vor die Seele gerufen! Erwartungsvoll öffnete er die Thüre, aber was sich nun seinen Blicken zeigte, entsprach nur sehr wenig der Vorstellung, welche seine Phantasie sich gemacht hatte.

Er sah einen ungezogenen Jungen von ungefähr sechs Jahren, der gewaltig schrie und mit den Füßen stampfte; er sah einen Vater, der, roth vor Zorn, mit der einen Hand an dem Tische sich festhielt, mit der andern Hand drohte; er sah eine Mutter, die, bleich vor Angst, den Jungen zu beruhigen suchte; er sah ferner einen großen Knaben von ungefähr vierzehn Jahren, mit ungesund bleichem Gesichte, der mit beiden Ellenbogen aufgestemmt an dem Tische saß und über das vor ihm liegende Buch hinwegsah, um über den Vorfall zu lachen; er sah endlich ein kleines Mädchen von vier Jahren, welches sich weinend an Mama's Rock festhielt. Dies war das Bild, das sich den Blicken des Eintretenden bot, es war Doctor Delus im Kreise seiner Familie.

„Ich will nicht," schrie der Junge, indem er den Stuhl umwarf, der dicht neben ihm stand.

„Augenblicklich!" rief der aufgeregte Vater, „oder es geschieht ein Unglück."

„Nicht so heftig, Delus," bemerkte die Mutter; „er wird schon gehen."

„Entschuldigen Sie, mein Herr," wendete sich nun der Doctor zu dem Eintretenden, „man hat mit dem Jungen seine Last, ich stehe sogleich zu Diensten," und er packte den ungehorsamen Sohn beim Kragen.

„Delus!" flehte die Mutter, aber der Doctor schleppte den widerspenstigen Burschen in die hintere kleine Kammer, um ihn dort einzuschließen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte inzwischen Frau Delus, indem sie sich auf einen Stuhl niederließ; „solche Auftritte greifen mich entsetzlich an, ich weiß mir gar nicht zu helfen." Sie seufzte und fuhr dann fort: „Das Beste wird sein, wenn ich ein wenig in die Luft gehe."

„Lassen Sie sich durch mich nicht abhalten," entgegnete höflich der dicke Herr Braun, und sie ging hinaus und mit ihr das schluchzende Kind, welches sich noch immer an ihrem Rocke festhielt.

Der junge Herr Delus mit dem ungesunden Gesichte blieb allein mit dem Assessor und sah denselben mit unverschämten Blicken an.

„Ich will die Nachbarschaft schon vor Euren Ungezogenheiten bewahren," sagte Doctor Delus, als er wieder eintrat und dann abschloß; er hielt es für nothwendig, das Vergehen seines Sohnes zu nennen, damit man ihn nicht für einen hartherzigen und ungerechten Vater halte. Darauf wendete er sich zu dem Assessor und sagte: „Darf ich fragen?"

„Altes Haus!" rief der gutherzige dicke Assessor

mit einem herzlichen Lachen auf seinem erhitzten Gesichte.

Dieser Ausruf kam jedoch dem Doctor aus dem Munde eines Fremden etwas sonderbar vor und er machte große Augen.

„Nun, altes Haus!“ wiederholte der Assessor.

Der Doctor dachte, er habe einen Irrsinnigen vor sich, und da er eben erst in großem Zorn gewesen, so war er nahe daran, wieder hinein zu gerathen, was sonst sehr selten geschah. „Was ist gefällig?“ fragte er streng.

„Erkennt Ihr mich denn nicht mehr?“ frug nun der Assessor.

Der Doctor blickte ihm forschend in das Gesicht und mit einem Male ging ihm ein Licht über den Fremden auf. „Braun!“ rief er aus, „wahrhaftig, Ihr seid es, alter Freund! Nun erkenne ich Euch! Wie seid Ihr verändert seit der schönen Zeit, die wir zusammen verlebten! Aber wo ist denn meine Frau?“ fuhr er darauf fort, indem er sich umsah.

„Sie ist ganz außer sich,“ erklärte Braun, „und darum ging sie ein wenig in die Luft.“

„Wilhelm! geh' hin und rufe die Mama,“ sagte Doctor Delus.

Wilhelm stand langsam auf, reckte sich ein wenig und ging an die Thür des Pavillons, wo er stehen blieb und so laut er konnte „Mama!“ schrie, dann setzte er sich wieder nieder und sah über sein Buch hin.

„Ich will heraus!“ rief der Junge nebenan und

schlug gegen die Thür, die das Zimmer von dem kleinen Raum trennte.

„Ihr seid noch nicht verheirathet, alter Freund," sagte Delus zu dem Assessor, indem er sich hinter den Ohren kratzte. „Leider nein," entgegnete der dicke Mann, der vor Durst und Hitze fast verschmachtete. In diesem Augenblick trat die Doctorin herein. „Liebes Weib," sagte der Doctor, „dies hier ist der Assessor Braun, von dem ich Dir so oft erzählt habe." Das Gesicht der Doctorin zeigte, daß sie sich darauf nicht besinnen konnte. Nachdem sie einige Worte gesprochen hatte, stellte sie eine Tasse zurecht und bot dem Assessor Kaffee an, der, wie sie sagte, noch ganz warm sei. Der Assessor hätte alles darum gegeben, ein Glas Bier oder Wein zu trinken, und es war für ihn eine schwere Aufgabe, so müde und erhitzt, wie er war, in einem dumpfigen Pavillon Kaffee zu trinken. Der Doctor errieth die Gedanken seines Freundes und sagte seufzend: „Es ist schade, daß wir keinen Keller hier draußen haben."

„Dafür ist eine dunkle Kammer da!" rief der eigensinnige Junge, der in dem Orte eingesperrt war, den er nannte. „Der Unart," sagte die Mutter mit einem Lächeln.

„Haben Sie noch mehr Bekanntschaften in unserer Stadt?" frug darauf die Doctorin den Assessor.

„Bitte um Verzeihung," entgegnete dieser, „ich kenne hier Niemand, als Ihren Herrn Gemahl, obschon auch unsere Bekanntschaft bereits etwas verjährt ist."

„Das ist der Welt Lauf," meinte die Doctorin und frug dann: „Noch ein Täßchen?"

„Danke, danke!" versetzte der Assessor.

Die Doctorin stand auf und meinte, der Herr Assessor würde sie wohl für einen Augenblick entschuldigen, worauf sie hinausging. Das vierjährige Kind weinte zwar nicht mehr, aber es hing noch immer an ihrem Rocke und folgte ihr überall hin.

Als sie hinausgegangen war, holte der Doctor tief Athem und sein Freundschaftsgefühl für den Assessor wurde wieder lebendig; er wollte sich gern mit demselben ein wenig in die vergangenen Zeiten zurückversetzen, aber er fand dazu zweckmäßig, seinen vierzehnjährigen Sohn zu entfernen.

„Ich kann nicht begreifen, Wilhelm," sagt er, „daß Du Dich nicht im Garten beschäftigst?"

„Im Garten, bei dieser Hitze?" entgegnete der Junge; „das wäre etwas Schönes!"

„So unterhalte Dich mit Deiner Schwester beim Schaukeln."

„Schaukeln? Warum nicht gar!"

„Der junge Herr scheint eine große Vorliebe für das Lesen zu haben," sagte der Assessor.

„Ja, zuweilen, wenn es grade durchaus nicht am Platze ist," antwortete der Doctor.

Der vierzehnjährige Schlingel sah voller Wuth nach dem Assessor, schlug sein Buch heftig zu, stieß es auf den Tisch, daß es eine ganze Strecke fort flog und die Kaffeetasse des Besuchers fast in Lebensgefahr brachte, dann stand er auf, wobei er den Stuhl umwarf, mur-

melte etwas zwischen den Zähnen und ging hinaus, indem er die Thür mit aller Macht hinter sich zuschlug. Der glückliche Vater wollte aufbrausen, aber er besann sich und setzte sich mit einem Seufzer nieder. Die Herren zündeten sich jeder eine Cigarre an und waren eben dabei, die alten Zeiten lebendig werden zu lassen, als Trienchen, die von der Arbeit im Garten und vom Schäkern mit dem Gärtnerburschen so roth wie eine Koralle aussah, hereintrat; um zu sagen, daß der Bediente von Frau von Alpin da sei, der Doctor möge augenblicklich zu ihr kommen, da die gnädige Frau sehr schlimm sei.

„Ich würde sofort kommen," sagte der Doctor zu dem Dienstmädchen und darauf zu seinem Freunde: „Es wird nicht viel zu bedeuten haben; es ist ein Elend in unserm Stande, daß die Leute uns um jede Kleinigkeit rufen lassen." Darauf machte er sich bereit und sah nach der Uhr, bevor er hinausging. „Es wird wohl anderthalb Stunden dauern, bis ich wiederkomme," sagte er; „finde ich Euch dann noch hier?"

„Ich weiß es nicht," versetzte der Assessor, der ursprünglich mit der Absicht gekommen war, einige Tage bei seinem Freunde zuzubringen; — „ich wollte eigentlich heute Abend weiter reisen."

„Nichts da," sagte der Doctor, „ich hole Euch hier ab und Ihr bringt den Abend bei uns zu."

„Ich weiß nicht," wiederholte Braun, der es lieber gesehen hätte, wenn die Doctorin bei dieser Einladung zugegen gewesen wäre.

„Nun, wir werden sehen," sagte zuletzt der Doctor, „jetzt kommt, ich will Euch zu meiner Frau bringen."

* * *

Frau Delus war nicht sehr weit und hatte soeben mit Trienchen einen kleinen Zank gehabt. Sie begreife nicht, sagte sie mit einem Seitenblick auf den Gärtnerburschen, warum immer so viel in dem Garten gearbeitet werden müsse, wenn sie grade darin sei. Doctor Delus empfahl seinen Freund seiner Frau und wollte sich entfernen.

„Noch ein Wörtchen," sagte die Doctorin.

„Was gibt's denn?" frug der Doctor.

„Sollte nichts daran zu thun sein, daß es den Jungen verboten würde?"

„Welchen Jungen? Wilhelm und —"

„Ach nein," fiel ihm die Doctorin ins Wort, „ich meine die Jungen dort im Feld."

„Aber, Liebste, dagegen läßt sich nichts thun," sagte der Doctor.

„Nun dann," versetzte eifrig seine Frau, „finde ich es mindestens sehr unpassend und unangenehm für Minna, die dort immer unter dem Apfelbaum sitzt, solltest Du nicht —"

Der Doctor konnte nichts mehr hören, weil er bereits weg war.

Diese Probe eines ehelichen Gespräches bezog sich auf vier bis fünf kleine Jungen, die es in einer Entfernung von einer kleinen Viertelstunde an diesem bren-

nend heißen Nachmittage im frischen Wasser angenehmer gefunden hatten, als in — ihren Kleidern.

„Ihre älteste Tochter," begann Braun, als er mit der Doctorin allein war, „scheint die Einsamkeit sehr zu lieben."

„So ist es, Herr Assessor," lautete die Antwort; „wir erleben viel Freude an dem Mädchen; sie ist stets mit den Büchern beschäftigt, und ich kann Sie versichern, daß sie ihr Französisch besser versteht als ich; sie liest auch englisch und der Musiklehrer sagt, daß sie seine beste Schülerin sei."

„Was Sie sagen!" entgegnete der Assessor, „das ist ja sehr erfreulich! Sie haben gewiß gute Lehrer in der Stadt."

Frau Delus dachte, diese Bemerkung könne die Verdienste ihrer Tochter verkleinern. „Es ist ein großer Unterschied," sagte sie, „wie der gute Unterricht benutzt wird und meine Tochter lernt viel, lernt eigentlich immer, das Lernen ist ihr größtes Vergnügen, und sie hält sich mit all' den Dingen, woran andere Mädchen ihres Alters Gefallen finden, gar nicht auf.

Der Assessor hielt von dieser Art von Mädchen nicht viel. „Wie alt ist Ihre Tochter?" frug er, „Sechzehn Jahre," entgegnete Frau Delus, indem sie mit mütterlicher Würde ihr Haupt erhob.

„Ein schönes Alter," bemerkte der Assessor.

„Und wie ich sage," fuhr Frau Delus fort, „sie spricht mehrere Sprachen geläufig; gewiß hat sie sich wieder mit einem englischen Buche irgend wo hingesetzt, haben Sie sie nicht bemerkt?"

„Ich habe eine Dame gesehen, die dort unter dem Baume saß und las," sagte der Assessor, dessen Gewohnheit es sonst nicht war, ein sechzehnjähriges Mädchen eine Dame zu nennen. „Das ist ihr Lieblingsplätzchen," entgegnete Frau Delus, „lassen Sie sie uns einmal dort aufsuchen, es ist da kühl und wir können ein wenig ausruhen."

Sie näherten sich dem Lieblingsplätzchen; die Tochter erhob sich und verbeugte sich nochmals vor dem Assessor. Frau Delus setzte sich neben ihrer Tochter auf die Gartenbank und der Assessor bediente sich eines Stuhles, der dabei stand.

„Wir wollen uns hier ein wenig ausruhen, Minna," sagte die Doctorin; „was liesest Du da? Gewiß wieder ein englisches Werk."

„Ach nein, Mama," erwiederte das Mädchen, „es ist nur ein Buch, das ich liegen sah, ich wußte grade nicht, was ich nehmen sollte. Ist Hannchen wieder artig?" frug sie darauf, und beschäftigte sich mit dem vierjährigen Mädchen, welches immerfort an Mama's Seite geblieben war. Frau Delus frug nicht weiter nach dem Buche, welches, so viel der Assessor aus der Entfernung bemerken konnte, viel Aehnlichkeit mit einem bekannten Werkchen hatte, das den Titel führt: „Les Amours de Napoléon," und woraus ein junges Mädchen von sechzehn Jahren ohne Zweifel sehr viel lernen kann. Einige Augenblicke saßen nun die drei und Frau Delus wuße das Gespräch so zu lenken, daß die Vorzüge ihrer Tochter in ein möglichst helles Licht traten; dabei schüttelte sie zuweilen das Haupt über

die kleinen Jungen, welche auf eine Viertelstunde Entfernung badeten. Unweit der Bank befand sich die bretterne Scheidewand des Nachbargartens. Dort ließ sich jetzt plötzlich ein Geräusch vernehmen, und Minna schien dadurch in Verlegenheit zu gerathen. Ihre Finger rieben in großer Aufregung über die Decke des Buches, das sie in der Hand hielt, und sie sagte: „Es ist recht schade, daß man hier nicht ungestört sein kann." In diesem Augenblicke wurde ihr Name mit hablauter Stimme gerufen. „Du wirst gerufen, Kind," sagte Frau Delus. „Nein, Mama," entgegnete Minna, und sie zerrieb fast den Umschlag des Buches. Der Assessor schlug mit seinem Stocke einigen Butterblumen die Köpfe ab.

„Minna!" rief die Stimme mit demselben flüsternden Tone, „warum kommst Du nicht? Der Alte ist nach der Stadt und Trienchen sagt, daß Deine Mama mit einem fremden Menschen im Pavillon sitze."

Die Mama blickte die Tochter an, und der fremde Mensch that, als ob er nichts bemerkt habe; er stand auf und schaute in die Ferne, wo die badenden Knaben sich im Wasser umhertummelten. Frau Delus schoß Blitze aus ihren Augen; sie faßte Minna beim Arme. „Was bedeutet das?" frug sie leise, denn sie wollte in Gegenwart des Fremden keine Scene machen.

„Höre," fuhr die Stimme fort, „keine Verstellung! Ich weiß sehr wohl, daß Du dort sitzest, aber ich soll nicht hinüber kommen. Hier steht Dein Stuhl noch von neulich und Niemand kann uns sehen." Es folgte einen Augenblick Stille, dann sagte die Stimme wie-

der: „Was habe ich zu riskiren, wenn der Alte fort ist!“ — Paff! da sprang Jemand über die Scheidewand, daß die Bäume und Büsche umher zitterten und auf dem Lieblingsplätzchen der vortrefflichen Tochter erschien ein hoch aufgeschossener, junger Mensch, von ungefähr siebzehn Jahren mit einem sehr dummen und frechen Gesichte.

„Das ist etwas anderes,“ sagte der junge Mensch, sobald er Frau Delus und den Assessor bemerkte.

„Was soll das?“ fragte Frau Delus bebend vor Wuth.

„Ist Wilhelm nicht hier?“ frug ohne alle Verlegenheit der junge Mensch.

„Nein,“ antwortete Frau Delus, „und wäre er auch hier, mein Sohn hat keinen Umgang mit einem jungen Menschen, der es wagt, mit meiner Tochter in einer Weise zu sprechen, wie Sie es gethan haben.“

„Das ist etwas anderes,“ entgegnete der aufgeschossene junge Mensch, „was kann ich dafür, wenn Ihre Tochter mir nachläuft, sie hat selbst den Stuhl an die Bretterwand gestellt, nicht war, Minna?“

„Sie sind ein elender Mensch!“ sagte Minna, indem sie sich die Lippen blutig biß, „ich habe Sie nie gekannt und will Sie nicht kennen!“

„Das ist etwas anderes,“ entgegnete Jener wieder — wahrscheinlich war diese Redensart grade in der Mode bei den Gymnasiasten — und indem er sich umdrehte, schickte er sich an, pfeifend den Garten zu verlassen. In diesem Augenblick kam Wilhelm, der mit solcher Sorte von jungen Leuten keinen Umgang hatte.

„Da bist Du ja," rief der aufgeschossene Gymnasiast, „nun, Wilhelmchen, wie schmecken die Eier aus des Nachbars Hühnerstall?" und lachend ging er zum Garten hinaus.

„Es ist die höchste Zeit, Frau Doctorin," sagte der Assessor, indem er sich den Anschein gab, als habe er, in das Anschauen der Gegend versunken, nichts von dem gehört, was vorgefallen war, „grüßen Sie Ihren Mann noch recht herzlich von mir und nehmen Sie meinen Dank für Ihre freundliche Aufnahme. Leben sie wohl!" und indem er Mutter, Tochter und Sohn begrüßte, verließ der dicke Mann das Lieblingsplätzchen, noch bevor Frau Delus, die natürlich ganz außer sich war, irgend etwas sagen konnte. Er beeilte sich, durch die schmalen Gartenpfade seinen Weg zu finden. Da plötzlich hörte er, wie eine Stimme von einem der Bäume herab „Altes Haus!" rief. Der Assessor fühlte das Blut zu Kopf steigen, denn er erkannte die Stimme des sechsjährigen Knaben, der seinem Gefängnisse entsprungen war, sobald sein Vater den Garten verlassen hatte. Vergeblich drehte sich der Assessor nach allen Seiten, um den Taugenichts zu finden und er machte dabei eine Bewegung mit dem Stocke, als wolle er ihm einen kräftigen Schlag versetzen. An der Gartenthür kostete es ihm einige Mühe, das verrostete Schloß zu öffnen, und während er damit beschäftigt war, klang ihm wiederholt in allen Tonvariationen der akademische Freundesgruß „altes Haus" in die Ohren.

Gott sei Dank, sagte er darauf aus Herzensgrunde zu sich selbst, als er im Freien war. Nachdem er bei

dem Colonialwaarenhändler seinen Ueberrock und die Reisetasche abgeholt hatte, verfügte er sich nach dem ersten Hôtel der Stadt, wo er zu Abend aß und zeitig zu Bette ging, um am andern Morgen in aller Frühe abzureisen.

* * *

„So erzähle doch, wie Du es bei Deinem Freunde, dem Doctor Delus, fandest?" frug die alte Frau Braun, als ihr Sohn einige Tage später bei ihr saß und ein Glas kühlen Rheinwein trank, was ihm bei der großen Hitze, die noch immer herrschte, sehr wohl that. „Hat er Dich recht herzlich empfangen? Ist er glücklich verheirathet? Hat er liebe Kinder?"

„Mein Freund, der Doctor Delus," entgegnete der dicke Assessor, „hat einen sehr schönen Garten, eine Frau, zwei Söhne und zwei Töchter, an denen er viele Freude erlebt, besonders an der ältesten Tochter."

„Nun, und?" frug die Mutter weiter, „hast Du es endlich eingesehen, daß der Junggesellenstand nichts taugt und ein glückliches Familienleben besser ist, als Eure Clubs und Abendpartien?"

Der dicke Assessor trocknete mit seinem rothseidenen Taschentuch die heiße Stirn und erwiederte nichts, worauf die Mutter ihn einen unverbesserlichen Hagestolz schalt und verdrießlich das Zimmer verließ.

NOV 26 1937